

# Wellenflügel

## Die Tiefen des Sees

Roman

Erstes Buch der Wellen-Trilogie

Awen Eibner

## Impressum

Copyright © Awen Eibner 2016

E-Mail: awen.eibner@gmail.com

Telefonnummer: +43 680 14 600 97

Wien

*Diese Geschichte ist rein fiktiv. Ähnlichkeiten zu realen Orten oder Personen sind zufällig und nicht beabsichtigt.*

## Widmung

Für Taylor, meiner Allegorie für unerwartete, aber umso fruchtbarere Hilfsbereitschaft.

## Prolog

Wind kräuselte die Blätter der höchsten Baumkronen, als wären sie ein See aus dunkelgrünem Wasser. Das schwächliche, fade Licht des Mondes vermochte die Umgebung kaum zu erhellen. Selten blitzte er zwischen den grauen Sturmwolken hervor, die sich grollend auf ihren Einsatz vorbereiteten.

Auch unter den grünen Wellen wogten die Äste im Wind. Die Böen zerrten an dem Mantel einer hochgewachsenen, hageren Gestalt, die sich wütend gegen das Flattern ihrer Kleidung sträubte und es unentwegt neu befestigte, damit es nicht einem Segel gleich hinter ihr herwogte.

Finster starrte der Mann in den Wald, der keinen Deut heller war als der Blick, der ihm zugeworfen wurde. Heulend strichen die Luftmassen geisterhaften Katzen gleich zwischen den Stämmen umher und sorgten mehrmals dafür, dass der Fremde beinahe einen ausgleichenden Schritt nach hinten machen musste.

*Natürlich* glich das Wetter, wenn er sich mal vom Schloss entfernte, dem Inneren einer Kuh mit Blähungen. Es konnte nicht angehen, dass ihm das Schicksal – oder was auch immer für dieses Schweinewetter verantwortlich war – einen halbwegs angenehmen Spaziergang gönnte. *Spaziergang*, schnaubte der Mann in Gedanken. Seine rechte Hand, die zuvor damit beschäftigt gewesen war, den Stoff an Ort und Stelle zu halten, griff in eine der geräumigen Innentaschen. Durch seinen eigenen Körper war das Metall erwärmt worden, sodass es angenehm auf der unterkühlten Haut seiner Hand lag. Kurz zögerte er, dann förderte

er es zutage.

Beziehungsweise zunachte. Die Sonne war seit Stunden untergegangen und wenn er wollte, dass sein Ausflug unbemerkt blieb, musste er sich beeilen. Sie würden Fragen stellen, wo er gewesen sei, was er gemacht habe, wieso er zu spät gekommen sei ...

Mit einem wütenden Knacken schloss sich sein Kiefer. Angespannt betrachtete er das Metall, das er aus dem Schloss hatte mitgehen lassen. Es war nichts Besonderes, vor allem nicht in dem schlechten Licht.

Kein Mondstrahl verriet die Form der Haarspange, die er in einem der verlassenen Flure des Schlosses gefunden hatte. Niemand hatte sie vermisst – wie auch? Ihre Besitzerin weilte seit langem nicht mehr auf dieser Welt.

Kurz fuhren seine Finger der schmalen, elegant geschwungenen Gestalt nach, dann schloss er die Augen. Allmählich verblassende rote Flecken pulsierten vor seinen geschlossenen Lidern, als er sich auf die Spange konzentrierte.

Wie sollte es gehen? Ging es überhaupt? Es musste! Er konnte sich das nicht alles eingebildet haben! Sorge und Wut über seine Unwissenheit rangen miteinander um seine Aufmerksamkeit und summierten sich zu einer nervösen Ungewissheit, die seine Finger leicht zittern ließ.

Seine Gedanken rasten. Es war lächerlich. Er ließ sich von einer Spange unter Druck setzen. Von einer *Spange*. Er konnte sich das alles nicht einbilden, nicht wahr? Man musste seinen Sinnen vertrauen; wie sollte man sich sonst in der Welt zurechtfinden? Wenn man nicht auf sich zählen konnte, wer war für einen da?

Verbissen konzentrierte er sich auf die Spange, versuchte sie im Dunkeln mit geschlossenen Augen zu sehen, mit tauben Fingern zu fühlen, *irgendetwas* zu erreichen. Doch die Spange blieb genau das – eine Spange, die im heulenden Wind immer mehr auskühlte wie ein abgemagerter, verlassener Windhund.

Mehrere Sekunden lang stand der Mann da, erstarrt und konzentriert, wütend und ohnmächtig. Sein Herz klopfte mit regelmäßiger Beharrlichkeit gegen seinen Käfig aus Kalk und Knorpel und belebte ihn gerade durch seine scheinbaren Bemühungen ihn zu sprengen. Die Anspannung hatte sich in alle Glieder festgefressen und nährte sich an seinem Hass.

*Er* musste etwas mit den Metallen machen. Niemand konnte so gut schmieden! So schnell! Sie könnten reich werden, könnten für ihre Schmiedekunst in die Geschichte eingehen; nicht in ihre Familiengeschichte oder die der Adligen, nein, in die Geschichten, die selbst der schäbigste Bürger seinen Kindern zum Einschlafen erzählte. Mit solchen Künsten konnten Kriege gewonnen werden, ehe sie begannen.

Aber es war unmöglich. Die Gestalt wusste, dass *er* nicht dumm war. Er wartete immer ein paar Tage, nachdem er fertig geworden war, ehe er die Kunden benachrichtigte. Benachrichtigte mit der freundlich-distanzierten Höflichkeit, die er nicht von seinem Vater gelernt hatte, nein, von *ihr* hatte er sie gelernt.

Es war ausgeschlossen, dass ein Bengel ihr etwas verheimlichen konnte, dass er sie verspotten konnte mit seinen Kräften, die nicht existierten. Die linke Hand des Mannes begann zu zittern; er schob es auf die Kälte, die sie klamm machte und die Nerven reizte.

Erneut verstrichen einige Sekunden, in denen seine Gedanken mehrmals durch seinen viel zu eng wirkenden Schädel rotierten. Dann brach der Himmel. Als ob irgendeine höhere Macht von ihm enttäuscht wäre, attackierte kaltes, zu kleinen Geschossen umgeformtes Wasser den Erdboden. Das Prasseln auf den Blättern übertönte beinahe den Wind und erklang zusammen mit ihm in einer Symphonie, für die der Mann keine Ohren hatte.

Das kalte Nass lief ihm in den Nacken und unter seinen Mantel, wo es ihm einen Schauer über den Rücken jagte.

*Das bringt nichts!* Der Mann ließ seine Hand zuschnappen. Die Metalleiche lag einem geschwungenen Eisblock gleich in seiner Hand, ohne die Gnade zu besitzen, dem unbeständigen Kristall ähnlich zu schmelzen. *Aber es ist unmöglich! Es muss möglich sein! Er ist ein Hexer, wie auch sein Vater schon einer war!*

Sein Vater, noch ein unschönes Problem, wenn auch eines, das sich selbst erledigt hatte. Natürlich hatte der Fremde nie gewusst, dass sein Bruder etwas zu verbergen hatte, aber er hatte es geahnt mit der unverrückbaren Gewissheit desjenigen, dem nicht zu wissen erlaubt ist. Es war anders gewesen. Nicht in der Natur des Fluchs, sondern in seinen Folgen.

Den einen hatte es umgebracht, den anderen würde es zum berühmtesten Schmied des gesamten Jahrhunderts machen.

Mit einem Ruck drehte der im Mantel Bekleidete sich um, und das wäre auch eindrucksvoll gewesen und hätte energisch gewirkt, wenn der Boden nicht ein gleichgültiges Schmatzen von sich gegeben und Windböen die kalten Geschosse auf ihn gerichtet hätte.

Der Stoff, der seinen Körper einhüllte, war inzwischen durchnässt. Er hatte nicht damit gerechnet, von einem heulenden Unwetter überrascht zu werden. In dieser Nacht hatte er mit nichts gerechnet.

Er schritt durch die Dunkelheit, sein Zorn auf den Weg, auf den Wald und aus Prinzip auf alles und jeden gerichtet, der ihm in den Sinn kam. Sein Fuß schleuderte einen faustgroßen Stein einige Handbreit weiter weg in den Schlamm, wo er mit einem unangenehmen Geräusch liegen blieb.

Wurde er verspottet? War das das Ziel seines Bruders gewesen? Nein, dazu hätte er nie die Geistesstärke gehabt. Aber er *konnte* es sich nicht eingebildet haben. Was war los? Was entging ihm? Wenn er die Kontrolle verlor...

Er zwang sich, tief durchzuatmen. Ja, ihm entging etwas. Nein, das würde ihm nicht in den Rücken fallen können. Der Junge wusste nicht, dass der Verhüllte unwissend war. Mal abgesehen davon, dass der Bengel nicht die Kraft hätte, sich gegen ihn zu stellen und akzeptiert zu werden.

Davon beruhigt wandten sich seine Gedanken erneut der Spange zu, die noch immer von seinen Fingern umschlossen war. Im Takt seines erbosten Herzens konnte er seinen Puls durch die Gelenke jagen spüren, zwischen ihnen das Metall.

Etwas Seltsames passierte. Es war so abstrakt, so unerklärbar, dass er für einige Sekunden abstreiten wollte, dass es geschehen war. Sein Wille setzte sich letztlich durch. Es musste Einbildung gewesen sein.

Man konnte Metall nicht mit geschlossenen Augen sehen. Man konnte Metall nicht mit tauben Fingern fühlen. Noch wichtiger, und dessen



war er sich sicher, so etwas hätte man ihm längst verraten: Man konnte das Metall nicht flüstern hören.

Eine Gänsehaut jagte über seinen gesamten Körper, wesentlich machtvoller, als je eine durch Kälte verursachte Gänsehaut ihn hätte heimsuchen können. Reflexartig schleuderte er die Spange weg, weit weg von sich. Das Flüstern verschwand, erstickt vom aufgeweichten Waldboden. Gleichzeitig übermannte ihn eine Erschöpfung, die er auf seine Unruhe und die Anspannung schob – immerhin war das nicht sein einziges Problem; da war auch Shenoa ...

Was auch immer es war, das der Bursche konnte, er aber nicht, es war nicht das. Konnte nicht sein. Durfte nicht sein.

Während der Fremde im Mantel ohne die Spange zurück zum Schloss ging, von seinen eigenen Sinnen gejagt, hob einige Gehminuten weiter weg jemand den Kopf. Es war wahrlich eine fürchterliche Nacht, um sammeln zu gehen oder einen Botengang zu erledigen; leider war er nicht in der Position, irgendetwas an der Notwendigkeit des Ausflugs zu verändern.

Und ebenso, wie der Mantelträger seine Wahrnehmung als Einbildung abgetan hatte, wollte auch der Unfreiwillige es handhaben. Doch der jung aussehende Mann wusste um die Risiken, falls er sich irrte und ihnen jemand entging. Die Energie war schwach gewesen; zu schwach, um eine Richtung auszumachen, zu wissen, wer sie losgelassen hatte oder welcher Natur sie war.

Er würde es nicht dem Zufall überlassen, ob sie meldungswürdig war oder nicht. Erfahrungsgemäß war der Zufall ein unzuverlässiger Ge-

selle, gerade dann, wenn man ihn dringend brauchte; da war er schlimmer als das Schicksal.

Der Mann wandte sich um, das nasse Gewand in einer gedankenverlorenen Geste glattstreichend, und schritt in die zum Mantelträger entgegengesetzte Richtung. Über ihm wogten die grünen Tiefen des Blättermeers, vom Wind angetrieben, vom Regen gejagt.

## I. Kapitel

Graue Wolken türmten sich und entließen ihre Last in großzügigen Portionen, die von einem enthusiastischen Wind Vorhängen, die sich hoben und senkten, gleich durch die Luft gepeitscht wurden. Selbst durch die Mauern des Schlosses konnte er das Heulen des Sturms klar vernehmen.

„... weswegen der kommende Ball von herausragender Bedeutung für dich sein wird“, schloss Leopold.

Keanu starrte aus dem Fenster der Bibliothek auf den vom Windregen gepeitschten Wald. Streng genommen war es keine Bibliothek; die Bibliothek war ein viel größerer Raum, der sich über drei Stockwerke erstreckte und Generationen an verstaubten Büchern beinhaltete, also alles, was die Familie Susurr jemals schriftlich hatte festhalten wollen. Jede einzelne Ausgabe, jeder Auftrag und jeder Gewinn waren peinlich genau festgehalten, nach Datum sortiert und jederzeit einsehbar.

*Zugegeben*, dachte Keanu, während er den Regen beobachtete, der wie ein Vorhang aus Tropfen ähnlich einem grau-weißen Schleier vom Wind gehoben und gesenkt wurde, *hat es dieser Familie einiges an Reichtum gebracht, immer genau zu wissen, wie viel Geld sie hat*. Ein mentales Seufzen begleitete seinen nächsten Gedanken. *Und bald schon habe ich die Leitung über diese Geldmaschinerie ...*

„Warum gerade der nächste Ball?“, fragte Keanu, ohne sich umzudrehen. „Es wird noch mindestens einen dieses Jahr geben.“

„Weil es geradezu ideal ist“, antwortete Leopold gereizt. Er war das Familienoberhaupt, soll heißen: in der Theorie verfügte er über das Leben

vierer Menschen, in der Praxis von dreien. Und selbst bei *drei* war sich Keanu nicht sicher, ob es nicht zwei oder gar nur er waren.

„Immerhin werden wir unser Fest ganz dem ertragreichen Jahr widmen“, fuhr Leopold fort, ohne richtig mitzubekommen, dass sein Neffe geistig höchstens zu siebzig Prozent anwesend war. „Die Feldarbeit war in der diesjährigen Saison sehr ergiebig! Ergiebig genug, dass wir vieles teuer verkaufen können, wenn wir die Erzeugnisse noch ein wenig bearbeiten. Wir haben massenweise Nahrungsmittel – genug, um auch welche bei unserem Fest zur Schau zu stellen. Was glaubst du, wie erpicht die Väter der ganzen Mädchen sein werden, dass du eine ihrer Töchter heiratest, wenn sie das alles sehen?“

Keanu konnte es sich nur zu gut vorstellen. Sie würden seinen Onkel beiseite nehmen und Angebote machen, welche Begünstigungen die Susurrs im Handel mit der entsprechenden Familie bekommen würden, wenn sie diese und jene Tochter mit dem einzigen Sohn und Erben verheirateten ...

Aber das würden sie auch ohne die Zurschaustellung des Essens machen. Keanus Gabe sorgte dafür, dass es ihm nicht an mangelte, die bereit waren ihn zu heiraten. Sein Aussehen mochte durchschnittlich sein, aber sein Erbe war gigantisch und seine *Schmiedekünste* so gut, dass er nur auf Auftrag etwas herstellte und sich das teuer bezahlen ließ.

„Ich denke nicht, dass es tatsächlich bei *diesem* Ball sein muss“, erwiderte Keanu entschlossen und drehte sich zu seinem Onkel um. „Wieso sollte ich mich jetzt schon entscheiden müssen? Wir machen den Oktoberball und den Neujahrsball, und spätestens im März gibt es sicher

noch ein Sonnenwendfest ... wann genau eigentlich?“

„Am zwanzigsten oder einundzwanzigsten März, so genau weiß ich das noch nicht“, antwortete Leopold nach einem kurzen Moment des Zögerns, ehe er ungeduldig wurde. „Beim Dämonenherrn, wieso willst du nur so lange warten? Ab sechzehn dürfen Sprösslinge das Erbe ihrer Eltern verwalten, so steht es im Gesetz! Du hättest bereits seit vier Monaten heiraten können!“

„Das mag ja sein“, antwortete Keanu, „aber warum hätte ich? Mal ehrlich, zu dem Goldährenball sind nur sehr wenige gekommen. Ich finde, dass ich noch bis zum Neujahrsball warten sollte... oder gar bis zum Sonnenwendball.“

Leopold setzte dazu an, etwas zu sagen, aber Keanu schnitt ihm bestimmt das Wort ab. „Wieso machst du dir überhaupt so viele Gedanken darüber? Ich achte beim Ball einfach etwas mehr auf die Mädchen, bleibe höflich wie immer, bin der wohlerzogene Junge aus dem Geschlecht der Susurrs, und so weiter und so weiter. Spätestens in einem Jahr werde ich geheiratet haben. Ich an deiner Stelle würde mir eher Sorgen wegen Gwyni machen.“

Zugegeben, das war nicht gerecht gegenüber Gwyneira, aber es funktionierte – wie immer. Leopold runzelte die Stirn und sah Keanu abwesend an. „Gwyn ist ein ganz anderes Kapitel.“

„Allerdings“, stimmte Keanu zu in der Hoffnung, dass ihm dreisilbige Antworten helfen würden, aus dem Kreuzfeuer seines Onkels zu kommen. *Theoretisch gehört das ganze Familienerbe mir*, erinnerte er sich. *Ich könnte mich jederzeit dazu entschließen, die Verwaltung zu über-*

*nehmen. Leo ... ist nur derjenige, der für mich die größten Stöße abfängt, wenn jemand nach mir tritt.*

Sein Onkel schien das bedeutend anders zu sehen. Aktuell verlor er sich in einer Ausführung seiner schrecklichen Probleme damit, dass jemand in der Familie – ausgerechnet bei einem solchen Engpass! – einen Genfehler hatte.

„...wäre natürlich gut, wenn ich sie verheiraten könnte, aber wie soll das gehen? Es gibt bedeutend schönere Mädchen, und Nasrin ist eines davon ...“

Keanu schaltete ab. Er starrte quer durch den Raum, der mit Büchern zugesperrt war. Die meisten von ihnen betrafen Rechnungen – noch etwas, das sein Onkel glücklicherweise für ihn übernahm –, andere handelten von der Schmiedekunst, der Beschaffenheit der einzelnen Metalle und verschiedenen Techniken, beispielsweise wie das Metall bei einem Schwert härter werden konnte als bei normal geschmiedeten Waffen.

Er hatte all die Bücher ja nicht nötig, aber nicht einmal Leopold wusste, was es mit seinem Talent auf sich hatte. Sicher war er sich nur, dass es um Metall ging und die Gabe *Metallflüstern* genannt wurde. Keanu mochte diesen Namen nicht, obwohl er zugeben musste, dass er passend war. Er hörte das Metall um sich herum flüstern und hörte, wie es zu ihm sprach ... spürte die Metalle in den Körpern der Menschen, Tiere und Pflanzen, denn obwohl sie nicht so wichtig waren wie Wasser, funktionierte ohne sie nichts ...

„... lässt sich bestimmt etwas machen. Nasrin ist ja eine wahre Schönheit, vielleicht gefällt sie einem der jungen Herren, wenn nicht sogar

gleich mehreren – da fällt mir ein, sie braucht unbedingt ein neues Kleid, das alte schmeichelt ihr nicht mehr...“

... und mit ihnen arbeiteten wesentlich mehr Dinge, die nicht notwendig waren. Er zog die Brauen leicht zusammen. In der letzten Nacht hatte er viel gearbeitet. Nicht, weil er einen Auftrag gehabt hatte; er fertigte gerne kleinere, nutzlose Gegenstände an, wenn ihm danach war. Kurz, für einen einzigen Moment, hatte er geglaubt, noch jemand anderen zu spüren. Jemanden, der an Metall gearbeitet hatte. Der Moment war so flüchtig gewesen, dass nicht mehr zurückgeblieben war als eine leicht gedrückte Stimmung. Ein anderer Magier, noch dazu mit derselben Gabe – das konnte kein Zufall sein, wenn es tatsächlich so war.

Keanu lenkte seine Aufmerksamkeit kurz auf den Monolog seines Onkels, doch es war nichts Wichtiges dabei. Zufrieden wandte er sich seinen Gedanken zu. Es *gab* genügend sesshafte Leute in der Nähe, die Magier sein *könnten* – plus Reisende, von denen er nichts mitbekam. Selbst im Schloss könnte es einen zweiten Metallflüsterer geben, aber das wäre ihm aufgefallen. Ein mehrere Sekunden andauerndes Zögern befahl ihn. Wäre es ihm *wirklich* aufgefallen? Sein Blick wanderte durch das Fensterglas und den windigen Regen ins Nichts, bis er zu dem Schluss kam: Wahrscheinlich nicht.

Wenn er ehrlich war, könnte es jeder sein, selbst einer der Bediensteten. Keanu wusste nicht, ob er in der Lage war, einen Magier zu erkennen – woher auch? Er hatte es nie die Gelegenheit gehabt, es auszuprobieren. Gleichzeitig kam ihm der Gedanke an einen Magier im Schloss

absurd vor. Da waren er, Leopold, seine beiden Schwestern und zeitweise seine Mutter. Und die Bediensteten, etwa ein halbes Dutzend, je nach Saison mehr.

Der letzte Brief seines Vaters kam ihm in den Sinn. In Kombination mit dem kurzen Aufflackern einer schwachen oder weit entfernten Magie schienen die Zeilen geradezu offensichtlich auf eine Tatsache zu deuten, die er nicht wahrhaben wollte.

*Nicht nur du bist betroffen*, lautete einer der letzten Absätze des Briefes. *Vielleicht sind es auch deine Schwestern. Das weiß ich nicht – wenn sie dir irgendetwas dazu sagen, musst du dafür Sorge tragen, dass niemand anderes es erfährt! Auch Leopold darf davon nichts wissen!*

Ausdruckslos starrte der Sechzehnjährige nach draußen. Dass er nichts über seine Gabe verraten durfte, war eine der wichtigsten Botschaften gewesen, die ihm sein Vater mit dem Brief übermittelt hatte. Es war ihm nicht gelungen – keiner wusste Genaueres, aber alle im Schloss inklusive der Bediensteten hatten eine vage Ahnung, dass es bei seinen Schmiedekünsten nicht mit rechten Dingen zugehen konnte.

Es war nicht die Kunst, die ihn verriet; begabte Schmiede konnte es ebenso geben wie begabte Musiker, die bereits im Kindesalter Hervorragendes leisteten – die Zeit war es. Er war zu schnell und dabei zu gut. Aber seine Familie ... Er warf einen kurzen Blick auf Leopold, der weiterhin seinen Vortrag über Keanus Schwestern hielt. Der Junge hatte den Eindruck, dass sein Onkel absichtlich so eine ausschweifende Rede zum Besten gab, und kurz war es ihm, als ob ein bohrender Blick auf ihm lag, der mehr als seine Aufmerksamkeit testen wollte – dann verwarf er den Gedanken. Dieser Mann konnte unmöglich ein Magier



sein.

Ebenso wie seine Schwestern. Oder seine Mutter. Sein Vater war einer gewesen – woher sonst hätte er darüber zu schreiben gewusst? –, doch obwohl das ausreichen würde, um die Zwillinge mit einem Stück seiner Macht auszustatten, glaubte Keanu es nicht.

Keine von ihnen zeigte irgendwelche Besonderheiten.

Das war schlecht formuliert.

Keine von ihnen zeigte irgendwelche Besonderheiten *fernab* der Besonderheiten, die sie auszeichneten. Und eine Hingabe zu Pflanzen oder Zurückgezogenheit konnten nicht ernsthaft als Zeichen der Magie angesehen werden, nicht wahr?

Erneutes Zögern machte sich in ihm breit. Woher sollte er wissen, ob sie sich seltsam verhielten? Er verbrachte kaum Zeit mit ihnen; war mit Leopold, den bald auf ihn zukommenden Regierungsgeschäften oder seiner Schmiede beschäftigt. Eine enge Geschwisterbeziehung sah anders aus.

Ärgerlich schüttelte er den aufkeimenden Gedankengang ab. „Du solltest spätestens übermorgen einen Schneider herbestellen, damit Nasrins Kleid rechtzeitig fertig ist. Hast du bereits eine Rückmeldung bekommen, welche Familien alle vertreten sein werden?“, wandte er sich an seinen Onkel, um sich von weiteren gedanklichen Ausschweifungen abzuhalten.

„Was? Oh, ja, ja...“ Leopold zählte rasch die Namen auf, die ihm einfiehlen, und fügte hinzu: „Nur die Familien aus dem Silere werden nicht kommen, zumindest nach dem letzten Stand der Dinge – Krankheitsfall. Könnte sich aber noch ändern.“

„Wollte noch irgendjemand auf den Ball, ohne, dass wir ihn eingeladen hätten?“, fragte Keanu mit geheucheltem Interesse nach, während er beunruhigt die verunsicherte Stille zwischen seiner Frage und der nächsten Aussage seines Onkels bemerkte.

„Ja, allerdings.“ Leopold runzelte die Stirn und sah seinen Neffen irritiert an. „Zwei Vertreter aus einem Hause, von dem ich selbst noch nicht sehr viel gehört habe, aber angeblich soll es auch recht hoch in der Hierarchie sein...“

„Wie heißt es?“, wollte Keanu ungeduldig wissen. *Wir sind uns ähnlicher, als ich es als Außenstehender gutheißen würde*, musste er sich eingestehen.

„Den Namen konnte ich mir beim besten Willen nicht merken, Keanu, aber vielleicht finde ich den Brief“, meinte der Onkel in einem Ton, der das hörbare Äquivalent zu einem tadelnd gehobenen Zeigefinger war. *Natürlich findest du ihn wieder*, dachte der Erbe und fixierte eines der dicken alten Bücher, die seit mindestens zwei Jahren in diesem Raum lagen und selten gebraucht wurden, erleichtert, ein ablenkendes Gesprächsthema gefunden zu haben. *Du hebst alles auf... wenn irgendjemand irgendetwas von der Familie schriftlich will, ist es für die nächsten fünfzig Generationen frei zugänglich, darauf kann man sich bei uns Susurrs verlassen.*

„Sie kommen jedoch nicht aus Dominien.“

„Nicht?“, fragte Keanu überrascht. „Aus Eone?“

„Nein. Aus Folium.“

Keanu erstarrte in seiner Position, während er angestrengt versuchte sich zu erinnern, was Folium war. Ach ja, ein Königreich nördlich von

Dominien. Nach weiteren nachdenklichen Sekunden fiel ihm ein, dass es das nordöstlichste Königreich auf dem Kontinent war. Es besaß auch zwei Drittel der Wasserberge, einem Gebirgszug, der in Dominien das letzte Drittel hatte. Abgesehen davon fiel Keanu nichts zu dem Land ein.

Aus Folium ... warum wollte eine Familie, von der sie bisher kaum gehört hatten, in Kontakt mit ihnen treten? Keanu runzelte die Stirn. „Und sie hatten vorher noch nie etwas mit uns zu tun?“

„Nein. Zumindest noch nie direkt. Ich glaube, mit einem unserer Handelspartner betreiben sie ebenfalls Handel, ansonsten habe ich ihren Namen noch nie gehört.“

Normalerweise wäre Keanus Antwort gewesen: Es gibt für alles ein erstes Mal. Doch jetzt war er zu beschäftigt, um eine nichtssagende Antwort zu geben. „Können wir sie irgendwie abweisen, ohne unhöflich zu wirken?“

Leopold schüttelte bestimmt den Kopf und ging zu seinem Schreibtisch. „Definitiv nein, Keanu. Es hat eine Familie abgesagt und eine hat noch nicht geantwortet. Sonst könnten wir sie mit der Begründung abweisen, dass der Ball bereits ausgelastet ist und sie es beim nächsten Mal ruhig noch einmal versuchen können, aber wir haben mindestens einen Platz frei, den wir verplant hatten. Du weißt ja, früher oder später würden sie davon erfahren.“

Keanu seufzte. Er mochte es nicht, mit fremden Personen in Kontakt zu treten und etwaige Handelsabkommen mit ihnen zu schließen. Noch weniger konnte er es leiden, wenn diese Wildfremden nicht aus

Dominien kamen, denn das bedeutete, dass er sich garantiert blamierte, da er die entsprechende Kultur nicht oder unzureichend kannte.

„Es wird kein Mädchen von ihnen sein“, sagte er mit Bestimmtheit in der Stimme.

„Der Meinung bin ich auch“, antwortete sein Onkel, als ob er mindestens so viel zu dem Thema zu sagen hätte wie Keanu. Dieser ließ ihn für heute in diesem Irrglauben – sein Vater hätte über seine Ehe bestimmen können, auch seine Mutter, aber sein Onkel hatte nicht mehr Mitbestimmungsrecht als seine Schwestern. Der Unterschied lag darin, wie er es ihm gegenüber formulierte und was er ihm *nicht* sagte.

## II. Kapitel

Der Regen ließ nach.

Gwyneira saß auf dem Ast einer Kastanie, die sich auf der Insel angesiedelt hatte. Diese war so groß wie zwei bis drei Zimmer des Mädchens nebeneinander, also die größte auf dem gesamten See. Bei schweren Unwettern wurde sie überflutet und die Landschaft veränderte sich ein wenig, vor allem, da der Kern der Insel aus Stein bestand, der Rest war zu Sand und Erde geworden.

Trotzdem hatten einige Pflanzen beschlossen, die Insel dauerhaft zu besiedeln. Gwyneira wunderte sich über ihren Erfolg. Die Kastanie hatte den alljährlichen Bemühungen des Sees sie zu entwurzeln vor Jahrzehnten als Keimling standgehalten und sich schnell genug angepasst, dass sie lebte.

Vielleicht war es diese Begebenheit, die Gwyneira an dem Baum faszinierte. Sie hegte nicht viel Interesse gegenüber der Flora – sie wusste, dass die Bäume dafür verantwortlich waren, dass sämtliche tierische Organismen überleben konnten, und zwar in mehrfacher Hinsicht, aber genauer hatte sie sich nie dafür interessiert und sie bezweifelte stark, dass sich das in Zukunft ändern würde. Nasrin wäre, wenn Gwyneira ihr das gesagt hätte, dermaßen wütend geworden, dass sie den legendären Drachen um nichts nachgestanden und einem Sturm gleich den Sprecher des Vorwurfs mental vernichtet hätte, denn Pflanzen waren ihr Ein und Alles. Für ihre Geschwister waren sie lediglich Dinge, die aus der Entfernung grün aussahen und bei näherer Betrachtung auch ein wenig Braun beinhielten.

Die einzige Ausnahme war die Kastanie. Gwyneira war sich sicher, dass ihre Geschwister sie nicht für mehr als einen Flecken Grün zwischen den Wellen hielten; sie hatte ihre Lieblingspflanze in ihr gefunden.

Obwohl das Unwetter in der Nacht stark gewesen war, hatte der Baum davon nur eine Spur getragen – ein größerer Ast, der weit auf den See hinausgeragt hatte, war in der Mitte abgebrochen und zu Treibgut geworden. Ansonsten war der Baum in einem Stück geblieben.

Wie immer.

Gwyneira entfaltete ihre Flügel und musterte sie bei weitem nicht zum ersten Mal. Sie hatte gehört, dass viele Menschen vom Fliegen träumten und sich mehr als ein verrückter Wissenschaftler an irgendwelchen Flugmaschinen versucht hatte und zu Tode gestürzt war, was seine Nachfolger dazu veranlasst hatte, klüger vorzugehen, aber der Mensch Gwyneira hatte diese Sehnsucht nie verspürt. Während andere davon träumten, das, was sie kannten, aus einem anderen Blickwinkel zu sehen, über es hinwegzugleiten und sich dabei kaum anstrengen zu müssen, hatte sie ihren Traum verwirklicht.

Sie war tauchen gegangen. Die Welt unter Wasser war eine, die sonderbar genug war, um interessant zu bleiben, und vertraut genug, dass sie interessant war. Es gab, wie auch an Land, Erhebungen und Vertiefungen im Boden, Wälder aus Pflanzen und Tiere verschiedenster Arten. Einer der wichtigsten Unterschiede war die Schwerelosigkeit, die selbst ein Vogel nie spüren würde.

Diese war einer der Gründe, wieso der Mensch Gwyneira regelmäßig tauchen ging. Wieso sollte ein Wesen, das zwei Beine und zwei Arme

hatte, träumen wegzufiegen, wenn es sich durch das Wasser manövrieren konnte?

Gewiss, nicht übermäßig elegant, keineswegs effektiv und nicht annähernd so schnell wie auch nur kleinste Fische, die unmöglich zu berühren waren, doch gut genug, um nicht ständig gegen Felsen zu donnern oder unterzugehen.

Vor fünf Jahren hatte Gwyneira zum ersten Mal die Sehnsucht nach der Schwerelosigkeit außerhalb des Wassers gespürt, allerdings – vermutete sie – anders als die meisten Menschen. Sie hatte nicht einfach losfliegen wollen.

Es war ein Gefühl, das sich schwer beschreiben ließ. Sie war auf dem Seeturm gewesen – ihr damaliger Lieblingsort, da sie die Insel nur schwimmend hatte erreichen können – und hatte auf den See gestarrt, wie sie es auch heute noch tat. Sie war am Rand gestanden, direkt hinter den Zinnen, und hatte zu den Wellen gesehen, die unter ihr gegen den kleinen Hafen geschwappt waren.

Gwyneira erinnerte sich, dass ein leichter Wind geweht hatte, als sie *ihn* zum ersten Mal gespürt hatte. Es war gewesen, als hätte sich tief in ihrem Inneren etwas bewegt – eine Empfindung, die mit Worten schwer nachvollziehbar geschildert werden konnte –, dann hatte sie eine Anspannung, eine Energie gespürt, die sie eingenommen, ihr keine Wahl gelassen hatte.

Ohne nachzudenken war sie auf die Zinnen geklettert. Einen kurzen Moment lang hatte sie alles gleich und anders gesehen – die Höhe war beängstigend und potenziell gefährlich, aber auch berauschend; der

Wind war eine Bewegung größerer Luftmassen, aber auch eine Möglichkeit, sich in den Himmel zu schrauben und dem Boden zu entsagen; das Seewasser war vertraut und unvertraut gewesen, als ob es ein anderes Wasser, vielleicht das des Meeres, hätte sein müssen.

Aber es war Wasser, und da war Wind, und da war *sie*. Mehr hatte sie nicht gebraucht.

Instinktiv hatte sie die Arme positioniert, als ob sie Flügel wären, und war gesprungen. Der Mensch Gwyneira hätte Angst haben sollen, der Vogel Gwyneira hätte vor Freude jauchzen sollen. In diesem kurzen Stadium, das nie länger als einige Sekunden anhielt, eher Millisekunden, waren beide Wesen vereint, obwohl sie grundverschieden waren. Die Angst des Menschen und die Euphorie der Raubmöwe hatten sich zur Konzentration vereinigt. Ein helles Licht war Herzschräge später rund um Gwyneira erstrahlt und hatte sie umhüllt, ohne sie zu blenden. Als sie wieder sehen können, hatte sie den Wind mit ihren Flügeln eingefangen und der Mensch mit seinen Sorgen, seiner Angst und seiner Erdgebundenheit hatte sich zurückgezogen, um später gerufen zu werden.

So war es seit dem ersten Mal immer gewesen. Einmal hatte sie sich drei Wochen lang nicht verwandelt und festgestellt, dass der Vogelkörper ein Bedürfnis war, das dem Trinken nahe kam: Sie brauchte es, sie musste sich verwandeln. Wenn sie es nicht kontrolliert tat, würde sich die Raubmöwe Gehör verschaffen und mit etwas Glück mitten auf einem Ball erscheinen, was suboptimal gewesen wäre.

Daher mochte sie den Seeturm – wenn auch nicht so sehr wie die Kas-



tanie auf der sich neugestaltenden Insel. Während der Turm einen hervorragenden Verwandlungsort bot und Zeit, sich im Flug zu fangen, konnte sie sich hier niederlassen und das Schloss, den Wald, den See und die Bediensteten aus ihrem sicheren Versteck beobachten.

Sie blinzelte und betrachtete die braunen Flügel ausgiebig. Die Raubmöwe liebte es zu fliegen, es war dasselbe Gefühl wie als Mensch zu gehen und zu laufen. Es war nicht mühelos, sogar anstrengend, aber das Ergebnis waren die Distanz, die Geschwindigkeit, die Luft, die vorbeistrich und sich von ihr kontrollieren ließ ... das Ergebnis war das Gefühl, fliegen zu können.

Liebevoll ließ Gwyneira ihren Blick über die klar erkennbaren Reihen der Federn gleiten, die ihre Flügel bedeckten. Sie hatten eine braune Farbe und waren auf der dem Himmel zugewandten Rückseite dunkler als auf der Vorderseite. Rücken und Bauch waren von einem helleren Braunton.

Die hellsten Federn waren an der Spitze der Flügel zu finden, wo sie länger als die restlichen waren und sich von der Flügelspitze bis zum Flügelansatz am Rücken an der unteren Seite entlangzogen. Ihr Ansatz war weiß, wurde im weiteren Verlauf dunkelbraun, das auf der dem Korpus abgewandten Seite heller war. Die Trennstelle zwischen den Farbschattierungen wurde von einem weißen Strich gebildet, der die Spitze nicht erreichte.

Aus dem welligen Spiegelbild, das der See ihr an ruhigen Tagen bot, wusste Gwyneira, dass ihr Schnabel gerade, etwa zwei Drittel so lang wie ihr Kopf und dunkelgrau war. Eine weitere Besonderheit, die sie als Wasservogel auszeichnete, waren die Schwimmhäute an ihren Füßen,

die einen ähnlichen Farbton hatten.

Abgesehen davon, dass das Wasser sich *falsch* anfühlte, es unter ihrem Federkleid im Sommer viel zu warm war und ihr jetzt, da die Temperatur knapp über zehn Grad lag, heiß war, war die Stelle am See perfekt. Ihre Füße waren nicht dafür gemacht, sich an irgendeinem Ast festzukrallen, aber ebenso, wie sie sich als Mensch Verhaltensweisen antrainieren konnte, konnte sie auch ihren Möwenfüßen sagen, dass sie etwas machen sollten, das sie normalerweise nicht machen würden.

Gwyneira sah auf, als eine Lichtreflektion auf dem Wasser sie darauf aufmerksam machte, dass die Dämmerung angebrochen war und die Sonne demnächst aufgehen würde. Die Wolken hatten sich genug gelichtet, dass die Umgebung der Tageszeit entsprechend heller wurde.

Tagsüber, wenn die Sonne schien, war sie lieber ein Mensch. Sie war sich nicht sicher, wo ihr Vogelkörper in der Natur lebte, wenn er nicht an einen Menschenkörper gebunden war, aber sie war sich sicher, dass es kein Süßwassergewässer im Westen Dominiens war.

Gwyneira hob ab und flog flügelschlagend zurück in Richtung Schloss. Sie genoss das Gefühl des Fliegens, des Gleitens, und beobachtete die Wellen unter ihr, bis sie dem Schloss nahegekommen war. Rasch gewann sie an Höhe und flog zu dem Seeturm, der zwanzig Meter über dem Hafen aufragte.

Die Raubmöwe überwand die Zinnen und rief stumm in sich hinein. Der Mensch entfaltete sich und für eine kurze Zeit waren sie zwei Wesen in einem – der scharfe Blick des Skuas, die lebhaft Phantasie des Menschen, das Gefühl des Windes auf den Federn und auf der Haut ... dann umgab sie ein helleres Licht, als sie es irgendwo gesehen hätte

– lediglich Blitze hielten mit, aber dafür waren sie von wesentlich kürzerer Dauer – und ihre Beine stießen gegen den über Nacht abgekühlten Steinboden.

Da sie nicht zum ersten Mal auf dem Turm landete, hatte sie abschätzen können, in welcher Höhe sie sich verwandeln musste, um aufrecht stehen bleiben zu können und nicht umzukippen, aber sie war zu weit unten gewesen und taumelte zwei Schritte nach hinten, ehe sich ihre Wahrnehmung auf ihren Menschenkörper fokussierte und sie ihr Gleichgewicht wiederfand.

Die Raubmöwe, die kurzzeitig präsent gewesen war, zog sich zurück und Herzschräge später war sie zu einer Erinnerung verblasst und zu einem dumpfen Gefühl, dass sie jederzeit wiederkommen konnte, wenn Gwyneira sie brauchte oder sie zu lange ignorierte.

Vor den ersten Strahlen der Sonne flüchtend bückte sie sich, öffnete die Falltür und ging zurück ins Innere des Turms. Sie schloss die Klappe sorgfältig – es war auf den Fluren des Schlosses kalt genug; sie brauchte keine zusätzliche Kälte von zwanzig Metern über dem Boden – und wandte sich der Wendeltreppe zu, um rasch nach unten zu steigen, während sie die Handschuhe auszog und sie zurück in ihre Taschen steckte.

Als sie aufblickte und einen Schritt zur Treppe gemacht hatte, sah sie den verwirrt wirkenden Bediensteten. Es gab nicht wirklich eine Uniform für die Angestellten – es waren so wenige, dass jeder jeden kannte; selbst Leopold dürfte jeden Bediensteten erkennen –, aber es gab eine typische Kleidung.

Der Mann trug diese – ein hellblaues, verwaschen wirkendes Hemd,

das in der dunklen, durch Schmutzflecken verunstalteten Hose steckte und im gepflegten Zustand formeller wirkte, so hingegen aussah, als wäre es nach mehreren anstrengenden Tagen auf den Boden geworfen und widerwillig am nächsten Morgen angezogen worden.

Gwyneira zögerte. Es war ein seltenes Ereignis, dass jemand hierher kam, vor allem um diese frühe Zeit. Der junge Mann fand seine Sprache ein paar Sekunden schneller als sie.

„Guten Morgen, Rapeka“, grüßte er.

Ihr Reaktionsvermögen setzte für ein paar Sekunden aus. Die Anrede, die der Bedienstete verwendet hatte, stammte aus dem Alt-Dominischen und klang dermaßen unvertraut in ihren Ohren, dass sie sich kurz die Stunden mit ihrer Mutter in Erinnerung rufen musste, um sich zu erinnern, warum er sie nicht beim Namen nannte.

*Natürlich, das wäre vermessen*, fügte sie ihrem Gedankengang hinzu. *Er würde nie eine Kündigung riskieren*. Vor allem, da er – wenn sie sich richtig erinnerte – im letzten Frühjahr von seiner Familie zu ihnen geschickt worden war, als eine Stelle dauerhaft frei geworden war.

„Morgen, ...“ Sie suchte nach seinem Namen, fand ihn nicht und entschied sich, die Anrede bleiben zu lassen. *Ihr* war das per Protokoll erlaubt.

Der junge Mann holte rasch die Verbeugung nach, die er der jüngsten Adelsgeneration schuldete, und sagte, nachdem er sich aufgerichtet hatte: „Ihr seid früh auf den Beinen, Rapeka, wenn Ihr mir die Anmerkung erlaubt.“

Gwyneira knetete den Handschuh, den sie noch immer in Händen hielt. Sie wollte zu einer entschuldigenden Antwort ansetzen, als sie

sich daran erinnerte, in welcher Position sie war. Vor ihm brauchte sie sich nicht zu entschuldigen – und sonst war niemand da, der ihr vorwerfen könnte, ein wenig adeliges Verhalten an den Tag zu legen.

„Das stimmt“, antwortete sie knapp. Selbst in diesen zwei Worten konnte sie ihre zögerliche Unsicherheit heraushören.

Was sollte sie jetzt sagen?

Noch ehe sie ihr Hirn nach einer brauchbaren Antwort durchwühlen konnte, half ihr der Bedienstete – als ob er ihr Zögern bemerkt hätte.

„Ich wollte Euch nicht stören, Rapeka. Soll ich wieder gehen?“

„Nein, nein, ich geh‘ schon“, antwortete sie erleichtert, steckte den Handschuh ein und ging mit raschen Schritten zur Treppe. Ihre Schritte hallten in dem eng gewundenen Turm, während sie die Stufen hinter sich brachte und das Stockwerk ihres Zimmers anstrebte.

Hatte sie einen Fehler gemacht? Nein, sie war nicht unhöflich gewesen und mehr, als dass sie früh auf dem Seeturm gewesen war, konnte der Bedienstete nicht wissen. Es war ausgeschlossen, dass er irgendetwas mitbekommen hatte, das die Information wert war. Dennoch schlug ihr das Herz bis zum Hals und ihre Hände zitterten leicht.

Um sich zu beruhigen – es war nichts passiert; sie hatte lediglich mit einem unerwartet aufgetauchten Bediensteten ein paar Worte gewechselt –, lenkte sie ihre Gedanken zurück auf das Jetzt. Sie schätzte, dass es sechs Uhr war und für gewöhnlich wollte niemand etwas von ihr vor der Mittagszeit, aber tragischerweise war heute kein gewöhnlicher Tag. In knapp mehr als achtundvierzig Stunden war ein Fest, ein Ball, um genau zu sein. Leopold bezeichnete es als Oktoberfest, Keanu als Erntefest und Nasrin als unnötiges Fest. Tatsache war, dass es stattfinden

würde und somit Aufmerksamkeit verdiente.

Nasrin brauchte, soweit Gwyneira das mitbekommen hatte, ein neues Kleid, und Leopold wollte sich vielleicht vergewissern, dass Gwyneiras passte. Sie wusste, dass ihr Onkel die Tatsache, dass sie ein Albino war, nicht richtig verkraftet hatte.

*Er ist halt sehr versessen darauf, dass alles ordnungsgemäß funktioniert*, dachte sie, um die deprimierte Stimmung zu unterdrücken, die in ihr aufkam, wenn sie daran dachte. *Er macht sich nur Sorgen, weil sämtliche Erben aus Keanu, mir und Nasrin bestehen und es sonst niemanden gibt, der die Susurrs in die nächsten Jahrzehnte bringen wird.*

Diese Feststellung mochte Leopolds Verhalten zu ihr entschärfen – nicht wahr? –; hilfreich war sie nicht. Ihr machte es kaum etwas aus, wie die Leute sie ansahen – man konnte es ihnen nicht vorwerfen, und nach einigen Jahren hatte sie sich an die Blicke gewöhnt, an die Blicke voller Irritation, Abwertung, Abscheu ...

Kurz verweilten ihre Gedanken bei diesem Thema, dann zwang sie sich, nicht mehr an dieser Stelle zu verharren. Unruhig suchten ihre Augen die steinerne Mauer ab, als ob sie ihr eine Antwort geben könnte, wie sie sich im Zaum halten, wie sie ihre Probleme lösen könnte.

Es war nicht einfach mit ihr als eine von drei Erbinnen eines einst umfangreichen Adelshauses. Wie jede andere Person auch musste sie einen Nutzen für die Familie haben, und da sie als Erbin mit ziemlicher Sicherheit wegfiel, würde sie diesen Sinn im Heiraten finden.

Wenn sie ihn fand ...

*Damit muss ich mich erst in ein paar Monaten beschäftigen*, drängte

sie die unangenehme Richtung beiseite, die ihre Gedanken eingeschlagen hatten. *Oder gar Jahren. Gut, in zwei Jahren spätestens ... aber ... nicht jetzt, das ist doch wichtig ...*

Sie könnte es auch wie ihre Mutter machen: Abhauen und irgendwo untertauchen, die Welt erkunden, fern von den Susurrs und ihren Angelegenheiten. Ein verschollenes, teilweise verachtetes Familienmitglied werden.

Gwyneira schüttelte den Gedanken ab und verließ die Wendeltreppe. Sie hatte sich ein Zimmer im vierten Stock ausgesucht, wohlwissend, dass es viele Treppen zum Gehen waren, was ihr Schutz vor unerwünschten Gästen gab. Leute, denen langweilig war, wollten keine vier Stockwerke hinaufgehen, um sich zu unterhalten, wenn es unten auch Beschäftigung gab. Keanu, Nasrin und Leopold hatten Zimmer im ersten oder zweiten Stock und waren anfälliger für gelangweilte Ballgäste. *Als ob das mein größtes Problem wäre ...*

Auf dem Flur des vierten Stocks war die Luft wärmer, sodass Gwyneira ihre Jacke aufmachen konnte, während sie die letzten Meter zu ihrem Zimmer zurücklegte. Sie dachte daran, dass Keanu vielleicht in einigen Tagen verlobt sein würde. Nasrin würde erst drankommen, wenn ein Junge auf sie zukam oder Keanu verheiratet war. Es war keine von Leopolds Stärken, sich auf mehrere Baustellen zu konzentrieren.

*Genau das ist mein Glück, dachte sie, denn ich beherrsche es beinahe perfekt.*

### III. Kapitel

Gwyneira lehnte am Türrahmen und sah in den Ballsaal, der von den Bediensteten festlich hergerichtet wurde. Zwar war noch Zeit, bis der Ball startete, aber aus Erfahrung wusste sie, dass selbst ein kleineres Exemplar jenes Fests genug Potenzial für Störungen und Verzögerungen bot.

Nachdem sie ihren kleinen Schock in der Früh überwunden hatte, hatte sie sich ein Tageskleid angezogen und ihre Frisur gerichtet. Die Mühe hatte sie anschließend mit größter Sorgfalt zerstört, indem sie sich in ihr Bett gelegt hatte und fast eingeschlafen war. Sie hatte bemerkt, dass sie am Frühstückstisch erwartet wurde, hatte sich rasch die Haare gemacht, das Kleid glattgestrichen und war hinunter zum Speisesaal gegangen.

Sie hatte eine Rüge von Leopold einstecken müssen, dass sie zu spät gekommen sei und damit den gesamten Tagesplan verzögert hätte. Gwyneira hatte es über sich ergehen lassen und war nach dem Frühstück in ihr Zimmer gegangen, wo sie es nicht mehr beim Halbschlaf belassen hatte.

Nun, ein paar Stunden später, war sie wach, hatte die fehlende Nacht ausgeglichen und beschlossen, sich ein wenig die Beine zu vertreten. Der Ballsaal, der für das Fest hergerichtet wurde, hatte sich da angeboten.

Ein leises Rascheln kündigte ein Geräusch an, das klang, als würde Stoff zerreißen. Das Albinomädchen sah zu der entsprechenden Stelle



und beobachtete, wie einer der Bediensteten fluchte. Eine der Girlanden, die aus verschiedenen essbaren Gegenständen bestand – an einer Schnur waren unter anderem Trauben, Miniaturkürbisse, noch kleinere, aber farbenfrohe Äpfel und Kastanien befestigt –, war nicht rechtzeitig befestigt worden und hatte sich dazu entschlossen, sich lieber nicht mit der Schwerkraft anzulegen.

Gwyneira verlor das Interesse, als sie beobachtete, dass der Unglückliche auf dem besten Weg war, die Girlande trotz ihres Gewichts zwischen den zwei vorgesehenen Säulen zu spannen, obgleich es eine lange Girlande war und es sich um dicke Säulen handelte.

Ihr Blick wanderte weg vom Unfall und sie betrachtete den Ballsaal. Er war einer der prächtigsten Räume im Schloss, und das aus gutem Grund: Er repräsentierte den gesamten Reichtum und die geballte Macht einer der wichtigsten Familien in Dominien.

Fast alle Teile des Saals waren aus weißen Marmor errichtet worden; die Säulen waren mit Gravuren verziert und in ihren Dimensionen gigantisch. Die Grundfläche hatte die Form eines Rechtecks, die hohe Decke wurde getragen von zwei Dutzend Säulen und das Tor am Ende des Saals hatte als solches mehrere Tausend Silbermünzen gekostet.

Aus Gwyneiras Sicht fast eine Geldverschwendung – wenn sie hier nicht jährlich ein halbes Dutzend Feste veranstalten würden. *Das Geld*, dachte sie mit einem Anflug von Trotz, während sie sich zur Treppe umwandte, *hätte man trotzdem besser nützen können*.

*Aber mich wird das nie jemand fragen*, führte sie ihren Gedankengang mit einem Hauch Bitterkeit fort, während sie die Tür schloss. *Es sind nur dann Mädchen bei den Susurrs an die Macht gekommen, wenn es*

*keinen einzigen männlichen Anwärter gegeben hat. Wir sind einfach nicht dazu da, über Geld und Personen zu bestimmen, sondern sollen den Reichtum über neue Söhne vermehren.*

*Wie gut nur, dass es bei mir wahrscheinlich nicht einmal zu einer Hochzeit kommen wird ...*, fügte sie bitter hinzu. Die Treppe fand ein Ende und Gwyneira wechselte in den vierten Stock. Es dauerte einige Minuten, bis sie den Seeturm-Flügel erreicht hatte, da der Ballsaal am anderen Ende des Schlosses lag und dieses andere Ende dank der gigantischen Dimensionen weit weg lag. Hätte diese Entfernung Gwyneira nicht Ruhe garantiert, hätte sie an dieser Stelle gedacht, dass das aufwendig investierte Geld irgendwo anders besser angelegt gewesen wäre. So hingegen lästerte sie nicht einmal in Gedanken und schloss die Tür zu ihrem Zimmer, sobald sie eingetreten war. Ihr Zimmer zeugte von ihrer Überzeugung und von der ihrer Familie: Während das Bett einfach beschaffen war, waren die Polster mit aufwendigen Stickereien verziert, die die Schlafqualität nicht zwingend anhoben.

Einen Schreibtisch gab es in dem Sinne nicht, aber es gab einen kleineren, ebenen Tisch, auf dem Gwyneira ihre Schreibsachen ablegen konnte. Die Beine waren mit Schnitzereien verziert, ebenso die ihres Nachtkästchens.

Beim Spiegel hatte sie sich durchgesetzt – er war ein schlichtes Exemplar ohne nennenswerten Rahmen. Der Boden war nicht, wie in den anderen Schlafzimmern, mit einem flauschigen Teppich ausgelegt, sondern zeigte die Steine des Schlosses. Der Kamin hätte ein Feuer enthalten sollen, aber Gwyneira löschte es meistens, sobald irgendjemand es anzündete.

Außer, wenn sie sich lange nicht mehr verwandelt hatte.

Gwyneira legte sich auf ihr Bett, ohne ihr schlicht gehaltenes, weißes Kleid auszuziehen, und starrte an die Decke, die ebenfalls Steine zeigte. Das nicht brennende Feuer hatte ihre Gedanken von Reichtum und Familie zu ihrem zweiten Körper gelenkt. Skuas waren verschlagene, ungenierte Diebe. Es hatte sie mehrere Tage ihres Lebens gekostet, um genaueres über die Raubmöwen herauszufinden, aber die Mühe war es wert gewesen.

Anhand ihrer Federmusterung hatte sie erraten, dass die Raubmöwe ein Tier war, das weit im Norden lebte, dort, wo das Eis nie auftaute. Von den dort beheimateten Vögeln stahlen Skuas Eier – sie waren abhängig von diesen Vögeln. Ab und zu fiel ihnen auch ein Fisch zum Opfer, den die Seevögel gefangen hatten.

Es hatte seine Zeit gedauert, bis Gwyneira einen Bericht gefunden hatte, der nicht vollkommen negativ war. Skuas waren *Raubmöwen*, sie fraßen das Futter anderer, ohne sich abzumühen. Sie waren Parasiten, die ihre Wirte brauchten und sie zugleich auszulöschen drohten, was auch ihren eigenen Untergang heraufbeschwören würde.

Zugleich waren sie diebisch, mitleidslos und – wenn ihr parasitäres Verhalten miteinbezogen wurde – beinahe unendlich dumm, mutig, furchtlos, ohne Scheu und Angst. Immer abwartend, dass ihr Opfer unachtsam wurde, dass es ihnen eine Gelegenheit gab, sich seine Beute zu schnappen und damit zu verschwinden. Sie waren elegant und schön – genau das waren Skuas: furchtlose, schöne Diebe mit einem Gewissen wie der Raum zwischen zwei Sternen.

Skuas hatten Feinde, vor allem die jüngeren Exemplare – allerdings

nicht viele. Sie waren aufmerksam und ließen sich von ihren Opfern nicht leicht töten. Es gab das eine oder andere Raubtier, das ihnen gefährlich werden konnte, aber von diesen Tieren hielten sie sich fern.

Gwyneira hatte es nach ihrer ersten Verwandlung kaum bemerkt, aber mit jeder Stunde, die verging, fiel es ihr mehr auf. Die Körper mochten definierte Strukturen und Formen haben – aber das, was *in* den Körpern war, wie auch immer es genannt werden konnte – ob Geist, Seele oder sonst was –, war nicht getrennt.

Es gab ein Weiß, und es gab ein Schwarz. Es gab ein Feuer, und es gab ein Eis. Aber es gab immer etwas *dazwischen*.

Zwischen dem Eis und dem Feuer gab es Wasser, und zwischen dem weißen und dem schwarzen Farbton gab es ein ausgewogenes Grau, das beide Farben in gleicher Stärke vereinte. Dieses Mittelding durchlebte Gwyneira selten – in den Sekunden ihrer Verwandlung –, aber es gab auch dampfendes Wasser und ein dunkles Grau.

Der Mensch war nicht nur ein Mensch, sondern zu vielen Prozentpunkten human und zu einem oder zwei ein Skua. Diese ein oder zwei Prozent reichten aus, um eine enorme Wirkung zu zeigen. Nicht immer zu Gwyneiras Vorteil.

Was würden die Leute sagen, wenn das Albino-Mädchen in einem hellen Licht verschwinden und ein brauner Seevogel herauskommen würde?

Sie würden nicht positiv reagieren, und in ihrem Fall waren *die Leute* auch Leopold, Keanu und Nasrin. Anders ausgedrückt: Niemand durfte von ihrer Gabe erfahren. Es war viel zu riskant, selbst bei Keanu, der so etwas wie ein Magier war. Deshalb musste sie sich besser kennen

als ein durchschnittlicher Mensch und wissen, welche Situationen sie zu meiden hatte.

Gwyneira starrte an die Steindecke. Es war Mittag, in einigen Minuten würde sie sich hinunter zum Speisesaal begeben und dort ein Mittagessen einnehmen. Sie würde sich zusammenreißen müssen und sich nichts anmerken lassen dürfen. Der Skua mochte keine Angst vor dem Risiko haben, aber Gwyneira war nicht nur Skua, sondern auch Mensch.

Und *der*wusste um die Folgen. Hexerei war außerhalb einiger adeliger Familien verboten und wurde mit dem Tod auf dem Scheiterhaufen bestraft. Gwyneira schauderte, als sie dachte, dass man sie *verbrennen* könnte – als sie sich vorstellte, wie die Flammen ihre Füße erreichten und ein großer Schmerz sie einnahm, wie sie wusste, dass es das letzte sein würde, das sie wahrnehmen würde, wie das Feuer ihren Bauch und ihren Kopf verbrannte und es dann aus war, endgültig und unwiderruflich *aus* ...

Aufkommende Zweifel unterbrachen ihre Phantasie, die sich beleidigt zurückzog in dem Wissen, bald zurückgerufen zu werden. *Konnte* sie daran sterben? Sie konnte sich verwandeln. Während der Verwandlung, wenn ihre Körper und ein großer Teil ihres Charakters wechselten, war sie immun gegen alles: Kälte, Hitze, Licht, Materie, *alles*.

Als sie sich einmal zu knapp über dem Boden verwandelt hatte, nahe am Fenster, hatte die Verwandlung stattgefunden, wo ein Stein hätte sein müssen, zeitgleich mit ihrer Hand. Noch während der Verwandlung hatte sie die Hand zurückgezogen, aber sie war unverletzt, lediglich ein leichter Schmerz hatte sich bemerkbar gemacht.

Ein Blick auf den Stein hatte sie den Grund erahnen lassen. Das, was sie hätte verletzen sollen, hatte Blasen geworfen, geglüht und eine Hitze ausgestrahlt, die sie mehrere Schritte zurückweichen hatte lassen. Sie hatte das Abkühlen mit einigen Eimern Wasser beschleunigt und anschließend die Wasserpflütze aufgewischt, da sie nicht wollte, dass sie sich erklären musste. Noch heute war dieser Teil der Wand malträtiert, wenn auch keine Hitze mehr an den Unfall erinnerte.

Bedenken überkamen sie, ob sie nicht auch gegen Feuer immun wäre. Wäre sie schnell genug, könnte sie vor dem Feuer wegfliegen, ehe es sie erreichte und der Schutz der Verwandlung verschwand, und nur Pfeile würden ihr etwas anhaben können.

Doch es war ein anderes Gefühl, das ihr sagte, dass Feuer ihr kaum schaden konnte. Seit sie ein Kleinkind gewesen war, hatte sie eine tiefe Verbundenheit mit Wasser empfunden, die sie als selbstverständlich angesehen hatte. Heute vermutete sie, dass dem nicht so war.

Inzwischen glaubte Gwyneira, dass ihre Verbindung auf Gegenseitigkeit beruhte: Sie verstand das kühle Nass, vertraute ihm und ließ sich von ihm leiten – dieses verstand sie, war in ihr, überall um sie herum und half ihr. Es war ein gegenseitiges Geben und Nehmen, das auf Vertrauen und Verständnis basierte.

So konnte Gwyneira das Wasser fühlen, wenn sie sich konzentrierte. Nicht im Sinne von Feuchtigkeit, sondern als eine Art sechster Sinn: Sie wusste, wie viele Wassertropfen in der Luft waren, konnte die Flüsse und den See erspüren und das pulsierende Herz eines Menschen – gefüllt mit Wasser ...

Es war schwer, diesen Sinn zu beschreiben. Wie sollte sie einem Blinden die Farbe Grün erklären? Wie einem Geruchslosen den Duft von Rosen? Sie war davon ausgegangen, dass *alle* diesen Sinn hatten, wie alle, die sie bisher getroffen hatte, fühlen und hören konnten – bis sie bemerkt hatte, dass sich ihre Geschwister seltsam verhielten, dafür, dass sie das Wasser wahrnehmen müssten. Das war der Zeitpunkt, seit dem sie vermutete, dass sie es nicht *konnten*.

Gwyneira hatte nie versucht, Kontrolle über das Wasser zu erlangen, da es sie ebenfalls nicht zu kontrollieren versuchte. Vielleicht – wahrscheinlich – war es dumm anzunehmen, dass das Wasser eine Art Bewusstsein hatte, dass es vertrauen und verstehen konnte, aber es kam ihr so vor. Vor einigen Monaten hatte sie in einem Buch einen Satz gelesen, der die Bedeutung hatte, dass der Mensch von den Illusionen lebte, ohne die er seine Hoffnung verlieren würde.

Die Bedeutung dieses Satzes war in ihrem Gedächtnis haften geblieben und bot sich als willkommene Ausrede an: Sie durfte verrückt sein, sie durfte an etwas Albernem glauben, denn es war eines der Dinge, an die sie *glauben* konnte. Die Menschen brauchten ihre Illusionen. *Sie* brauchte ihre Illusionen.

*Aber ...* Gwyneira setzte sich ruckartig genug auf, um einen leichten Schwindelanfall zu provozieren, den sie hatte – wie ihr ein unsympathischer Arzt erklärt hatte –, weil sie angeblich einen zu niedrigen Blutdruck hatte.

*Was ist, wenn ich nicht durchgeknallt bin und das Wasser wirklich Vertrauen und Verständnis hat, wenn es sich mit mir verbündet hat ...*

Kurz dachte sie über diesen Gedanken nach und über die Wahrscheinlichkeit, dass er nicht von einem betrunkenen Vollidioten stammte.

*Trotzdem! Es wäre dann doch möglich, dass ich das Wasser ebenfalls beeinflussen kann. Wenn ich's mir genauer überlege ... das Wasser hat einen gewissen Einfluss auf mich und mein Leben, nur keinen offensichtlichen. Ohne es würde ich schließlich nicht leben, stimmt's? Meiner eigenen Logik nach müsste ich dann Gleiches mit Gleichem vergelten können!*

Selbst in ihrer aufkeimenden Aufregung bemerkte sie, wie unsinnig der Gedankengang war, wenn man sich kurz hinsetzte und darüber vernünftig nachdachte. Aber sie hatte auch nicht vernünftig darüber nachgedacht, ob es eine gute Idee war, sich vom Seeturm zu stürzen. Und hier stand nicht einmal ihr Leben auf dem Spiel – wieso es nicht probieren?

Nachdenklich sah Gwyneira zu dem Tonbecher auf ihrem Schreibtisch, in dem ein wenig Wasser war. Mit klopfendem Herzen stand sie auf und hob den Becher hoch, der auf dem umfunktionierten Tisch stand, und nahm das übriggebliebene Wasser sorgfältig in Augenschein.

Nachdem sie festgestellt hatte, dass sie Wasser vor sich hatte, wie sie es ungezählte Male gesehen hatte, setzte sie sich mit dem Becher an ihr Bett und überlegte, was sie aus Büchern wusste. Es gab Gerüchte, Legenden, die sich auch um Elementarmagier rankten. Sie konnten die vier Elemente Erde, Wasser, Luft und Feuer lenken. Wassermagier konnten Überflutungen verursachen, Wasser verformen und auf ihm gehen.



Was davon konnte der Wahrheit – wenn es sie denn gab – entsprechen? Konzentriert starrte Gwyneira auf das Wasser. Es war zwei Fingerbreit hoch, nicht viel. Sie dachte an die schillernden Beschreibungen der Autoren, deren Romane ihr Lehrer als Schundlektüre bezeichnet hatte, die von Elementarmagiern schrieben, und an die skurrilen Formen, die die Wassermagier zusammenbrachten.

Zumindest, wenn man Büchern glaubte.

Eine gewisse realistische Seite an ihr merkte an dieser Stelle an, dass es nicht einmal als unwahrscheinlich bezeichnet werden konnte, so unsinnig war es, dass sie das Wasser beeinflussen konnte. In irgendeiner Hinsicht. Egal welcher. Sie sollte aufhören zu träumen und zum Speisesaal gehen, damit sie keine unerwünschten Besucher aus ihrem Zimmer zu verscheuchen hatte.

*Aber die Menschen brauchen Illusionen, dachte Gwyneira und starrte das Wasser an. Und was könnte mehr Illusionen beinhalten als Träume?*

Sie beschloss für die nächsten paar Minuten ihre realistische Seite zu ignorieren und konzentrierte sich. Wie hatten die Autoren beschrieben, wie die Wassermagier ihre Kunststückchen zusammenbrachten? Daran denken und ... einen Zauberspruch aufsagen oder den Gedanken irgendwie an ein nicht-denkendes Objekt schicken, das gehorchte ...

Wenn's nur das war ...

Einige Sekunden stierte Gwyneira wie eine Wahnsinnige auf das Wasser, das sich davon ungerührt zeigte, und sandte ihm den Gedanken *Tropfen*, damit es etwas tat. Aber das einzige, das sich veränderte, war

ein Krampf in ihrer Hand, die den Becher hielt.

Blieb der Zauberspruch. Aber was konnte sie groß sagen? Die meisten Autoren, die über Magie schrieben, erfanden eine eigene Sprache, die seltsam klang, keine grammatikalischen Regeln hatte, nicht aussprechbar war und auch bei der Lesbarkeit die eine oder andere Schwierigkeit aufwies. Sie hatte nur wenige Bücher über Elementarmagier gelesen, aber sie hatte Bekanntschaft mit mindestens drei erfundenen Sprachen gemacht, und an keine erinnerte sie sich.

Gwyneira hob den Becher höher und sah ihr eigenes rotäugiges Spiegelbild auf der Wasseroberfläche. Ihr Gesicht verzog sich zu einer missmutigen Fratze. „Na schön“, knurrte sie das Wasser an. „Ich spüre dich ...“

Und sie spürte es. Sie konnte diesen Sinn nicht beschreiben, aber sie *spürte* es. Das Wasser war da. Es war so warm wie die Luft – logischerweise – und fühlte sich vertraut, einladend an, wie ein Geruch, den man aus tiefster Kindheit kannte und sein Leben lang nicht vergessen würde.

Fast automatisch entspannte sich Gwyneira. Probehalter ging sie die wahrscheinlichsten Möglichkeiten durch: „Forme dich, Wasser!“ – „Werde zu einem Tropfen!“ – „Formus Tropfus!“ – „Meine Güte, bin ich blöd.“

Nachdem auch diese Möglichkeiten versagt hatten, fragte Gwyneira sich, was übrig blieb. Gedanken schicken – abgehakt, hatte nicht funktioniert. Irgendwelche Zaubersprüche vor sich her murmeln – abgehakt, hatte nicht funktioniert. Es musste doch gehen ... es konnte nicht beim Fühlen bleiben, oder?

Aber was war, wenn sich ihr sechster Sinn tatsächlich auf das Wahrnehmen beschränkte? Sie konnte auch nicht das Licht verändern, indem sie sich konzentrierte und mit den Pupillen wackelte. Sie musste erst einen Farbstoff mit ihrer Hand über das Ding, von dem sie eine andere Farbe verlangte, streichen, dann tat sich etwas.

Moment ... konnte es sein, dass es genauso mit dem Wasser war? Dass sie ihren sechsten Sinn zur Kontrolle verwenden sollte, nicht als Werkzeug? Aber was war dann das Werkzeug? Ihre Hand? Die würde sich niemals dafür eignen. Es würde keinen Sinn machen zu versuchen, Wasser *händisch* in eine Form zu zwingen. Es floss nach unten.

Wegen der Schwerkraft. Vier Jahre sinnlose Ausbildung in Naturwissenschaften hatten doch etwas gebracht ... Schwerkraft. Gwyneira starrte das Wasser an. Das erschreckende war, dass es zurück zu starren schien.

Sie dachte daran, wie es ihr ging, wenn sie sich vom Seeturm in den Himmel schraubte. *Es ist anstrengend*, dachte sie, während sie den Becher in der Hand drehte. *Die Schwerkraft ist stark, so stark ... Es braucht enorm viel Kraft, nicht zu fallen.*

Am Horizont ihres Bewusstseins konnte sie eine Idee spüren, die sie in helle Aufregung versetzte. Gleich darauf konnte sie sie erfassen. Ein angespanntes Lächeln breitete sich auf ihrem Gesicht aus. *Wieso soll ich das Wasser nach oben lenken, wenn es nach unten viel einfacher ist?*

Sie stand auf und ging zum Kamin, in dem kein Feuer brannte. Es würde sich keiner übermäßig wundern, wenn der Kamin nass war – wohl aber, wenn der Steinboden überflutet war. Vorsichtig schüttete Gwyneira ein wenig Wasser aus und verfolgte über ihren sechsten

Sinn, was passierte.

Hartnäckig ignorierte sie ihre innere Stimme, die ihr beharrlich einflüsterte, dass sie sich kaum dümmer anstellen konnte, und konzentrierte sich noch mehr. Es musste einen Weg geben, den Lauf des Falls zu verändern – dass zwei Tropfen gegeneinander knallten, zum Beispiel, während sie nach unten fielen. Damit wäre der Schwerkraft genüge getan und sie müsste kaum gegen sie wirken.

Ihr Herz klopfte schneller, als ihr bewusst wurde, dass sie versuchte *Magie* anzuwenden – schwierigere *Magie* als die, mit der sie sich verwandelte. *Aber warum sollten das alle können?*, zweifelte sie. *Warum sollte ich das können? Es hätte doch sicher Zeichen gegeben, wenn ich sowas machen könnte!*

*Hast du denn nicht etwas gemerkt?*, flüsterte eine unvermutete Stimme zurück, die sie kurz glauben ließ, sie sei verrückt geworden. Stimmen zu hören mochte für Romanheldinnen normal sein, sogar hilfreich, aber nicht für sie, die sie in ihrem Zimmer stand und einen Becher ausleeren wollte.

Irgendetwas, das sie nicht definieren konnte, hielt sie davon ab zu glauben, dass sie einer ihr unbekanntes psychischen Krankheit zum Opfer gefallen war. Es schien ihr, als ob die Stimme ein Teil von ihr wäre – als ob sie aus einer ähnlichen Ecke kommen würde, aus der sie auch der Skua unabsichtlich befreit hatte. Und *den* hatte sie sich nicht eingebildet.

*Hast du nicht eine engere Verbindung zu Wasser als alle anderen? Bist du nicht diejenige, die es erspüren kann, wie deine Federn den Wind erspüren können? Bist du nicht diejenige, die sich verwandeln kann?*

*Gibt es in deiner Familie etwa nicht zumindest noch einen Magier?  
Reicht das denn nicht?*

Kurz hatte Gwyneira gezögert und den Becher mehr zur Horizontalen gehalten, aber der unverhoffte Gedanke gab ihr neue Sicherheit und sie starrte auf das Wasser. Ihre Konzentration erreichte einen Höhepunkt, den sie bisher nur in den Herzschlägen nach ihrer ersten Verwandlung erfahren hatte, als sich tief in ihr etwas geregt hatte, das ihr Innerstes erfüllt und sich ausgebreitet, sich entfaltet hatte ...

Sie spürte ihr schnell schlagendes Herz, das sich ihren Flügeln beim Abheben gleich streckte und von der Stelle aus wuchs, an der sich das Zwerchfell und die Wirbelsäule am nächsten waren. Es füllte sie aus und tauchte die Welt in *Energie*.

Sie fühlte sich lebendiger als jemals zuvor. Ihr sechster Sinn war schärfer, sie achtete mehr auf ihn, Sehen und Hören wurden unwichtig, nebensächlich. Gwyneira wollte sich verwandeln, fliegen, laufen, singen, tanzen, kreischen, jagen, springen, alles gleichzeitig, und zwar sofort, aber sie konnte es nicht ... sie war erfüllt von Energie.

Ihre Wahrnehmung schwenkte auf das Wasser um. Sie spürte, dass es vertraut war, und sie spürte instinktiv, dass es das einzige war, das auf ihre Energie reagieren würde. Mit einer kurzen mentalen Anstrengung schickte sie ein wenig Energie zu dem Wasser, goss es gleichzeitig aus...

*Zusammen, prallt gegeneinander... das Wasser fiel...*

Gwyneira fühlte, wie die Energie in ihr weniger wurde, während sie zu den Tropfen floss. Einen Herzschlag lang dachte sie, dass es nichts gebracht hätte und sie irgendetwas falschgemacht hatte... dann spürte und sah sie es.

Alle Tropfen stießen gegeneinander, bildeten kurz einen unförmigen Wasserball, bevor Gwyneira den Energiestrom unterbrach. Das unförmige Etwas zerfiel und kam leise platschend auf dem feuchten Holz auf.

Die Energie war verschwunden, ebenso das Gefühl, sie verbrauchen zu müssen. Zurück blieb ihre normale, menschliche Wahrnehmung, in der kaum mehr etwas an den kurzen Moment erinnerte. Mit heftig pochendem Herzen sah sie auf das nasse Holz. Mehrmals überprüfte sie ihr Erinnerung, ob sie es sich nicht eingebildet hatte, aber ihre beiden Sinne, die das Geschehen hatten wahrnehmen können, bestätigten ihr, dass sie sich nichts eingebildet hatte.

Gwyneira stellte den Becher mechanisch auf dem Tisch ab und starrte einige Sekunden in den Kamin, ehe sie blinzelte und zur Decke sah. *Ich bin nicht verrückt*, dachte sie. *Es war nicht nur Einbildung. Es geht wirklich.*

In diesem Moment dachte sie nicht daran, dass sie den Zauber vielleicht nicht wiederholen konnte, dass es vielleicht einmalig gewesen war, dass sie vielleicht fantasiert hatte. Etwas tief in ihr, so tief wie die Raubmöwe, bestätigte, dass sie das Wasser dazu gebracht hatte, sich zu bewegen – in eine andere Richtung, als es sich hätte bewegen dürfen. *Magie*, dachte sie und musste lächeln. *Ich habe gezaubert! Zum ersten Mal habe ich gezaubert – und dieser Zauber hat nicht mich, sondern das Wasser verändert! Ich habe gezaubert!*

Ihr Atem ging rasch und ihr Herz hatte sich damit abgefunden, die nächsten paar Minuten in einem wenig lässigen Tempo zu schlagen.

Die Freude stand ihr ins Gesicht geschrieben; ihre sonst weißen Wangen glühten.

Irgendwo in ihr musste es einen Realisten geben, der sie daran erinnerte, dass sie zum Mittagessen erwartet wurde. Noch immer beerauscht von ihrem Erfolg begann Gwyneira zu dem Speisesaal zu gehen und blendete ihre Umgebung aus. Das tat sie sonst nie, aber sonst veränderte sie auch kein Wasser. *Magie ist möglich!*, triumphierte sie. *Und ich bin der Beweis!*

## IV. Kapitel

Gedankenverloren starrte Keanu über den Tisch. Er war für vier Personen gedeckt, und eine davon saß weiter abseits, als ob sie einen großen Abstand zum Rest ihrer Familie wahren wollte. Genauer: Eine davon hätte weiter abseits sitzen müssen.

„Wo bleibt sie?“, schnauzte Leopold, der hervorragende Laune hatte. Der Schneider würde erst in einigen Stunden kommen können. Frechheit.

„Warum schaust du mich an?“, entgegnete Nasrin. „Sie ist meine Schwester, nicht mein Haustier.“

„Ihr seid Zwillinge!“

Nasrin deutete auf den Teller vor ihr. „Das da ist ein Teller. Und du bist ein Onkel. Weder Teller noch Onkel wissen, wo sie steckt. Woher soll ich das bitte wissen?“

Ehe Leopold antworten konnte, öffnete sich die Flügeltür und Keanu sah auf. Gwyneira war unter tausenden Mädchen leicht zu erkennen, vorrangig wegen ihres Gendefekts. Allerdings hatte sie auch eine Art ... Ausstrahlung, die sie umgab und die ihr *irgendetwas* verlieh, was auch immer es sein mochte. Keanu konnte es nicht benennen, aber selbst mit dunklen Haaren und braunen Augen hätte er seine Schwester überall erkannt.

Sie trug ein schlichtes weißes Kleid, das ihr knapp unter die Knie reichte. Dafür, dass es kühl war, zeigte Gwyneira bemerkenswert wenig Verständnis. Zwar trug sie Socken und die nicht ganz so klobigen Holz-



schuhe, die sie vor Jahren bekommen hatte, aber das Kleid war kurzärmelig und ging ihr nicht einmal bis zum Ellenbogen.

Unbeeindruckt davon ging sie zu ihrem Platz und setzte sich. Das Kleid zeugte kaum von dem Reichtum der Susurrs – abgesehen von seiner reinweißen Farbe hatte es einen verzierten Saum, ansonsten nichts. Leopold sah es nicht gerne, wenn Mädchen in Hosen herumliefen, und die Zwillinge hatten Besseres zu tun, als sich mit ihm zu streiten, weswegen sie in seiner Anwesenheit auch keine Hosen trugen. Von Nasrin wusste er, dass sie ab und an in eine schlüpfte, die sie einem der Bediensteten abgenommen hatte, aber nur, wenn Leopold es mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit nicht mitbekommen würde.

Zurzeit hatte Nasrin ein mit ihren Haaren harmonierendes Kleid an, das moosgrün war, ihre Füße verdeckte, schwarze Stickereien aufgenäht hatte und am Saum dunkelgelb verziert war. Es war langärmelig und war damit warm genug für einen zu wenigen Späßen aufgelegten Herbst – was von dem weißen Sommerkleid Gwyneiras nicht behauptet werden konnte.

Ehe Leopold dazu kam Gwyneira auszufragen, wo sie geblieben war, kam ein Kellner und brachte dem Familienoberhaupt das Mittagessen. Keanu, der neben ihm saß, betrachtete es. Irgendeine Forelle mit Zitronensaft besprenkelt, zusammen mit Kartoffeln und Petersilie. *Alles von den Steuern unserer Untertanen*, dachte er abwesend. *Gut, dass wir nur so wenige sind.*

Als Nächstes bekam der Alleinerbe sein Mittagessen – der Kellner hatte ein System gefunden, das gut funktionierte, sodass sich kaum jemand aufregte: Der Ranghöchste bekam sein Essen als erstes. Der

Rangniedrigste musste am längsten warten. Nasrin bekam als nächstes ihren Teller, zuletzt Gwyneira. An diese Tatsache hatten sich die Bediensteten rasch gewöhnt – obwohl sie die Erstgeborene der Zwillinge war, war sie bei einer Hochzeit weniger wert, weswegen sie als rangniedriger als Nasrin angesehen wurde.

Sie hatte keinen Fisch, sondern die Kartoffeln, den Zitronensaft und die Petersilie. Keanu begann zu essen, sobald auch Gwyneira ihren Teller hatte – Leopold war es herzlich egal, ob andere warten mussten, solange er seinen Teller vorgesetzt bekam – und dachte an den Brief seines Vaters. Wie sonst auch immer musste er, nachdem er über den Teil mit der Verschwiegenheit gebrütet hatte, zu dem darauffolgenden Teil kommen: *Deine Schwestern könnten ebenfalls betroffen sein.*

*Sind sie es?*, fragte Keanu sich nicht zum ersten Mal und sah zu Nasrin, die ihren Fisch systematisch zerkleinerte. *Sie wirkt ganz normal ... ich allerdings auch. Zumindest größtenteils. Auf die Außenstehenden auf alle Fälle. Insofern ist das nicht unbedingt ein Indiz dafür, dass sie zaubern kann oder nicht. Sie verhält sich auch nicht irgendwie komisch – als ich jünger war, habe ich mich immer schon mit Metall auseinandergesetzt, wo auch immer ich war. Dann war ich für die nächsten paar Stunden beschäftigt. Und die Sache mit den Kaminen ...*

Keanu übersprang diese Erinnerung und blickte auf seine Forelle, die von einem nahen Berg stammte, und aß einen weiteren Bissen. *Sie hat sich in keiner Art komisch verhalten. Zugegeben, viel bekomme ich nicht davon mit, was sie tut, aber mir wäre es doch zu Ohren gekommen, wenn sie sich wirklich seltsam verhält.*

Abgesehen von dem Klappern des Bestecks auf Keramik war es fast still.

Der Wind war abgeflaut und auch der Regen war weitergezogen. Der Kellner ging herum und schenkte Keanu und Leopold Rotwein ein, den Mädchen Wasser. Keines von ihnen mochte das unter Adelligen beliebte Getränk.

*Obwohl er zu Gwyneiras Augenfarbe passt*, dachte Keanu, während seine Gedanken kurz in die Unsinnigkeit abdrifteten, ehe er bemerkte, was er gedacht hatte. *Ich sollte mehr schlafen*, fügte er hinzu und sah kurz zu Gwyneira.

Ihm kam ein weiterer Gedanke, der von Übermüdung herrühren mochte, allerdings mit einer so großen Klarheit auftauchte, dass Keanu ihn würdigen musste. Er schob sich eine zerkleinerte Kartoffel in den Mund. *Seltsamer als sie geht es kaum*, dachte er.

*Immerhin geht sie fast jeden Tag schwimmen ... na gut, eher tauchen. Und sie sitzt immer abseits. Sie mag keinen Fisch und keine Eier und läuft bei neunzehn Grad Lufttemperatur in einem Sommerkleid herum ... aber sind das Zeichen für Magie?*

Keanu musste an die Kamine denken und an das Feuer in ihnen, das schön warm und einladend, nie heiß war, und an die Sommer, an die Hitze, die er liebte. Stirnrunzelnd sah er auf sein Weinglas. *Wasser und Kälte?*, fragte er sich. *Passt das zusammen? Macht das einen Sinn?*

Sein Herz fing schneller an zu schlagen, als er in Betracht zog, dass es einen Magier in seiner Familie geben könnte. *Aber es könnte fast jede Form der Magie sein*, dachte er und musste an einen kurzen Moment zurückdenken, während sie auf Gwyneira gewartet hatten, ein oder zwei Minuten, ehe sie aufgetaucht war, als er etwas gespürt hatte. Es war ähnlich gewesen wie seine Zauber an das Metall und an das Feuer,

aber es war definitiv keine der beiden Magiearten gewesen.

Was hätte es sonst sein können? Wassermagie? Hatte er sich nicht vielleicht verspürt? Ein kurzer Schauer rann ihm über den Rücken. Er hatte schon einmal geglaubt, etwas erahnt zu haben, nur mit Metallflüstern ... Manchmal gab es falsche Sinneseindrücke von den einzelnen Sinnesorganen, war das hier nicht ebenso? *Aber wenn ich nicht einmal mir selbst trauen kann – wem dann?*

Allerdings spürte er alle paar Tage eine *große* Menge an Energie, die für einen Zauber verwendet wurde, aus der Richtung des Seeturms – aber *konnte* Gwyneira das sein? Was sollte sie dort machen? Immerhin war er der höchste Turm im gesamten Schloss, und sie weigerte sich bereits auf einen Baum zu klettern.

Aber der kleine, kaum einen Herzschlag anhaltende Zauber, den er erst vor einigen Minuten gespürt hatte, war aus dem vierten Stock gekommen, Flügel Seeturm. Etwa von dort, wo Gwyneira ihr Zimmer hatte. Leopold und Nasrin hatten sich dort bestimmt nicht aufgehalten – sie hatten ihre Zimmer wo anders, und sie hatten zusammen mit ihm gewartet.

Aber die Zauber auf dem Seeturm ... was hatte es mit ihnen auf sich? Keanu überlegte, während er den letzten Bissen aß und seinen Teller dem Kellner übergab. *Vielleicht hat sie vor einigen Minuten gezaubert – aber vielleicht auch nicht. Ich werde sie im Auge behalten. Aber abgesehen von ihr, Nasrin und Leopold könnte auch noch einer der Angestellten zaubern können ... aber wie finde ich heraus, welcher es ist?* Gwyneira war fertig, Leopold aß eine zweite Portion und Nasrin hatte noch einige Bissen übrig. Keanu trank seinen Wein und sah zu seiner

ältesten Schwester, die ihr Wasser ebenfalls ausgetrunken hatte. Sie begegnete seinem Blick, schien jedoch durch ihn hindurch zu sehen.

Er kam nicht umhin zu bemerken, dass sie glücklich wirkte.

Der Gedanke, dass das etwas mit dem schwachen Zauber zu tun hatte, drängte sich ihm auf, aber Keanu ignorierte ihn. *Das kann schließlich noch viele andere Ursachen haben*, dachte er und sah zu seinem Onkel. Inzwischen war auch Nasrin fertig und wartete ebenso wie ihre Geschwister, dass Leopold sein Mahl beendete und damit allen erlaubt war, sich von ihm zu entfernen. Nach einigen Minuten wurde sein Teller weggetragen und er trank die Hälfte von seinem Wein, ehe er innehielt und zu den Zwillingen sah.

„Nasrin, der Schneider kommt um fünf Uhr. Ich weiß nicht, wie lange er brauchen wird, aber er hat gemeint, dass er nur die Farbe und den Stoff auswählen und die Maße nehmen will. Das Kleid sollte morgen Abend hier ankommen... Gwyni, wenn es noch nicht zu spät ist, solltest du ebenfalls zu ihm gehen und Korrekturen an deinem Kleid vornehmen lassen. Wenn nötig.“

Gwyneira nickte. Keanu sah den Blick seines Onkels und sagte beruhigend: „Sei beruhigt, meine Kleidung passt mir. Mach dir da mal keine Sorgen.“

Leopold nickte und trank seinen Wein aus. Sobald der letzte Tropfen in seinen Mund verschwunden war, stand Gwyneira auf und ging ohne Verabschiedung. Nasrin legte ein ähnliches Interesse an den Tag ihrem Onkel zu entkommen und Keanu blieb über.

*Naja*, dachte er resignierend, als Leopold sich ihm zuwandte, *ich muss ohnehin noch das Eine oder Andere mit ihm besprechen*.

&lt;-&gt; &lt;-&gt; &lt;-&gt;

Gwyneira ließ die angehaltene Luft entweichen und ging einige Schritte weit, ehe sie tief einatmete. Der Geruch der kalten Schlossmauern durchdrang die Luft und vertrieb den verlockenden Geruch von gekochter Forelle.

Ehe Nasrin sie abfangen konnte, ging sie zu ihrem Zimmer und wählte dabei bewusst die nächstbeste Treppe. Wenn ihre Schwester mit ihr nicht über den Tod eines nahen Verwandten reden wollte, würde sie sich von den Stufen abschrecken lassen. Gwyneira würde ihre Ruhe haben – und das war ihr Ziel.

Kurz dachte sie an den Termin mit dem Schneider – bei Nasrin dauerten solche Treffen immer elend lange, da sie sich schwer für eine Farbe, geschweige denn für einen Stoff entscheiden konnte. Bis zum Abendessen würde sie niemand stören, erst danach würde sie sich ihr Kleid anziehen und sich vom Schneider begutachten lassen müssen – vorausgesetzt, er hatte Nerven übrig.

Sie betrat ihr Zimmer und schloss hinter sich die Tür. Einen Blick zu dem bereits getrockneten Holz werfend ging sie zum Fenster und sah hinaus. Die Luft wies eine angenehme Temperatur auf, aber das Wasser würde kühl sein.

Gwyneira nahm sich ein Handtuch und verließ ihr Zimmer. Sie ging zum Ende des Flures, wo die Treppe war, die bis hinauf in den Seeturm reichte, und wandte sich nach unten. Vier Stockwerke später war sie im Erdgeschoss angekommen und warf einen Blick die Stufen hinunter.

Ein schmales Fenster ließ Sonnenlicht ein und gab den Blick auf weitere Treppen frei, die zu den Kellergeschossen führten.

Die dicke Holztür, die einen der Nebenausgänge markierte, knarrte leicht, als Gwyneira sie aufdrückte und vom Schlossinneren in die Außenwelt wechselte. Sie stand drei oder vier Meter vom Ufer entfernt auf einem schmalen Trampelpfad, der teilweise von Gras bewachsen war. Der letzte Regen hatte die Erde aufgeweicht und ihr eine schlammige Erscheinung gegeben. Die Weißhaarige zog ihre Schuhe und Socken aus, stellte sie neben die Tür hin und schloss sie, ehe sie den Weg aus nasser Erde betrat.

Sie folgte dem Pfad einige Meter, ehe sie abbog und zu dem kleinen Miniaturhafen ging. Der Steg war aus Steinen erbaut worden und reichte drei Meter in den See hinaus. Ein kleines Ruderboot war an ihm befestigt worden und wurde von den aufgewühlten Wellen immer wieder mit einem dumpfen Pochen gegen die Steine des Stegs gedrückt.

Erfahrungsgemäß war das Wasser an dieser Stelle zwei Meter tief, tief genug, um gefahrlos hineinspringen zu können. Spitze Felsen gab es erst weiter draußen. Gwyneira zog sich mit einigen Handgriffen ihr Kleid aus und sprang mit den Füßen voran in den See.

Dem kurzen Flug schloss sich eine eisige Umklammerung an, der sie für einen Moment bewegungslos machte. Sie setzte sich wieder in Bewegung und drückte das Wasser zur Seite, das kühl über ihre Haut glitt. Ihr Kopf tauchte in die kühle Luft auf. Um sie herum glitten die letzten Luftblasen nach oben, ehe nichts mehr außer den Wellen von ihrem Sprung zeugte. Nachdem sie sich orientiert hatte, holte sie tief Luft und tauchte unter.

Mit gekonnten Schwimmzügen zog sich Gwyneira weiter nach unten, bis sie den Grund erreicht hatte. Sie folgte ihm, während das Wasser mit zunehmender Tiefe immer kälter wurde. Als sie überall an sich eine Gänsehaut bemerkte, konzentrierte sie sich und hielt kurz mit ihren Schwimmbewegungen inne, wodurch sie weiter nach oben trieb.

In Gedanken berührte Gwyneira ihr Vogel-Ich. Sie spürte, wie die Wassertemperatur angenehm wurde, und tauchte auf. Probehaltiger blickte sie auf ihren Arm – da waren keine Federn, und zugleich wusste sie, dass zumindest die *Essenz* von Federn ihren Körper bedeckte und sie vor der Kälte schützte. Diese Fähigkeit hatte sie vor zwei Jahren entdeckt und „spiegeln“ genannt – weil es war, als ob sie etwas von ihrem Vogelkörper auf ihren Menschenkörper übertragen würde, als ob sie es auf ihn projizieren, spiegeln würde.

Erneut atmete Gwyneira tief ein und schloss ihre Augen, da sie den Schutz nicht auf ihre Augäpfel übertragen konnte. Sie spürte das Wasser während des Abtauchens auf ihrer Haut, spürte es in ihren Ohren, spürte es mit ihrem sechsten Sinn und manövrierte sich durch den See. Knapp über dem Grund verfolgte sie den Verlauf der ihr vertrauten Welt des Wassers. Sie schwamm um Hügel und tauchte alle zwei Minuten auf, um zu atmen und gleich wieder unterzutauchen.

Früher hatte sie sich davor gegruselt, wenn Wasserpflanzen sie berührt hatten, vor allem dann, wenn sie sie nicht sehen konnte. Jetzt schwamm sie bewusst über einen Wald, der sich um sie herum erstreckte wie seine Gefährten an Land, allerdings bestand er aus anderen Pflanzen. Die Blätter strichen an ihrem Bauch entlang, doch es machte ihr nichts mehr aus.



Über das Wasser konnte sie erspüren, wo es war, und damit auch, wo es *nicht* war. Diese Stellen hatten bestimmte Umrisse, zum Beispiel die von Pflanzen, Fischen oder Steinen. Zwar war auch in Lebewesen das blaue Gold, aber weniger und vor allem: Anderes.

Wasser war nicht gleich Wasser. Dadurch, dass sie es erspüren konnte, konnte sie auch erspüren, welche Verschmutzung ein Tropfen hatte, ebenso, wie sie erkennen konnte, wenn ein Grünton gelbe Farbkleckse beinhielt – oder rote, blaue, schwarze, violette; es sah je nach Verunreinigung anders aus.

Geübt zog sich Gwyneira durch das Wasser und tauchte erneut auf. Gleich darauf schwamm sie zum vier Meter entfernten Grund – weit war sie vom Ufer nicht entfernt – und tauchte zwischen zwei Steinen hindurch. Sie genoss es zu wissen, wo sie war, wo die Steine waren und wie elegant sie zwischen den Steinen schwimmen konnte, ohne sie zu berühren, ohne sie zu sehen, und sich einzubilden, dass sie durch ein Tor schwamm, das nach oben hin offen war.

Einige Fische flohen vor ihr – hier hatten sie eine Art Lieblingsplatz, wie sie aus Erfahrung wusste –, doch es kümmerte sie nicht. Es störte sie auch nicht, dass die Fische viel schneller und gewandter durch das Wasser flitzten, als es ihr jemals gelingen würde. Sie spürte ihrem Herzen nach, spürte ihrem Körper nach, tauchte durch einen weiteren Abschnitt des Sees und spürte, wie das Wasser an ihrer Haut vorbeizog.

Mit kräftigen Schlägen ihrer Beine und Arme zog Gwyneira sich zur Wasseroberfläche zurück und öffnete blinzelnd ihre Augen. Der Wind war kalt, selbst mit dem Spiegeln ihrer Federn, deswegen sah sie kurz zum Ufer. Dort ragte die Kastanie standhaft wie eh und je auf, deren

Blätter fast alle grün waren, trotz des Herbstes, der sie früher oder später gelb bis rot färben würde. Sie hatte ihr Zeitgefühl verloren – wie immer, wenn sie tauchen ging. Dennoch beschloss sie, noch ein wenig Zeit im See zu verbringen – vielleicht musste sie es morgen ausfallen lassen.

Gwyneira schloss ihre Augen und tauchte unter. Sie tauchte etwa zwei Meter, da der Grund absackte und gut sechs Meter Tiefe hervorbrachte. Für gewöhnlich tauchte sie nicht so weit nach unten, nur dann, wenn sie etwas suchte oder sich etwas Bestimmtes ansehen wollte. Heute entschloss sie sich gegen diese Tradition.

Das Wasser floss um sie herum und schien sie zum Grund zu begleiten, mit ihr zu schwimmen, nicht gegen sie zu arbeiten. Es schien sie willkommen zu heißen in einer Welt, in der Leopold nicht existierte, in der Farben eine untergeordnete Rolle spielten und Albinos ebenso willkommen waren wie Menschen ohne Gendefekt.

Eine Welt, in der das Wasser regierte.

<-> <-> <->

Gwyneira wusste nicht, wie viel Zeit sie im See verbracht hatte, wie lange sie mit den Strömungen getaucht war, wie lange sie der Sonne und der Menschenwelt entsagt hatte, aber nun schwamm sie zu dem Steg zurück und griff mit ihren Händen nach ihm. Da er wie eine Mauer in den See gebaut worden war, konnte sie ihre Beine gegen die Steine stemmen und sich nach oben hieven. Der Rest war nicht schwer,

und inzwischen war das An-Land-Gehen zu einem gewohnten Bewegungsablauf geworden.

Sie trocknete sich rasch ab, da ihr durch den Wind kalt wurde. Je unwohler sie sich als Mensch fühlte, umso wohler fühlte sich ihr Skua und umso drängender wurde sein Ruf. *Heute nicht noch einmal*, dachte sie und stand auf, sobald sie sich ihr Kleid angezogen hatte. *Morgen vielleicht. Oder übermorgen.*

Mit raschen Schritten ging sie zurück zu dem Eingang des Seeturms. Sie zog ihre Socken und Schuhe an, betrat das Schloss und ging hinauf in ihr Zimmer. Das Bad hatte sie erfrischt und sie fühlte sich lebendiger als vor zwei Stunden. Was sollte sie machen? Ein Blick auf den Stand der Sonne durch das Fenster bestätigte ihr, dass es kurz nach drei Uhr sein musste.

Gwyneira hielt inne und sah durch ihr Zimmerfenster hinaus auf den See. Sie hatte aktuell keine Beschäftigung, im Gegensatz zu ihrer Schwester, die leidenschaftlich schnitzte und im Gemüsebeet wahre Meisterleistungen vollbrachte.

Sie erinnerte sich an die Keller, die sie als kleines Kind hatte erkunden wollen. Damals hatte Leopold ein Kindermädchen beschäftigt, das sie immer davon abgehalten hatte, eine entsprechende Unternehmung zu starten. In ihren Ferien, wenn sie nicht lernen musste, hatte sie es vergessen oder anderweitig verschoben, sodass die Keller bis heute unbekanntes Gebiet waren.

*Warum nicht?*, dachte Gwyneira, nahm eine Kerze und entzündete sie nach einigen Bemühungen mit einem Streichholz. *Ich will es schließlich schon sehr lange ... Wenn ich noch länger warte, kann ich auch*

*gleich als Greisin Erkunderin spielen ...*

Sie verließ ihr Zimmer und ging zur Seeturm-Treppe. Wie jeden Tag folgte sie ihrem Verlauf vier Stockwerke nach unten. Anstatt zum Ausgang zu gehen hielt sie die Kerze weiter nach vorne und legte eine Hand auf das Geländer.

Die Steine waren kühler als im restlichen Schloss und der Skua in ihr plusterte sich zufrieden auf, als diese Kälte auch in der Luft bemerkbar wurde. Gwyneira spiegelte erneut die Federn und betrachtete aufmerksam die Wände. Sie wirkten nicht anders als die weiter oben – ebenfalls aus Stein, ebenfalls alt, ebenfalls kalt.

Langsamer setzte sie ihren Weg die Treppe hinunter fort. Es dauerte ein oder zwei Minuten, ehe sie das erste Kellergeschoss erreicht hatte. Sie sah zur Treppe und senkte die Kerze, um den schwachen Lichtschein ausnützen zu können. Die Stufen führten mindestens ein weiteres Stockwerk nach unten.

Gwyneira hielt inne und überlegte. Nachdenklich sah sie zu dem Keller, der nicht durch eine Tür, lediglich durch einen kleinen Bogen vom Treppenhaus getrennt war. Trotz der Kerze konnte sie kaum etwas erkennen.

Sie sinnierte, was die Protagonisten in ihren Büchern jetzt gemacht hätten. Ein systematisches Durchsuchen nach irgendetwas Mystischem wäre angestanden, aber es behagte ihr nicht, alles durchzudenken und durchzuplanen. Entschlossen wandte sie sich der Treppe zu und setzte ihren Weg nach unten fort.

Nach zwei Minuten kam sie im zweiten Kellergeschoss an, doch die

Treppe führte weiter nach unten. Sie folgte ihrem Verlauf und verwendete ihren sechsten Sinn, um sich zurechtzufinden, was dank der hohen Luftfeuchtigkeit funktionierte.

Nachdem sie auch ein drittes Kellergeschoss passiert hatte, erreichte sie das Ende der Wendeltreppe. Vier Stockwerke unter dem Erdboden trat sie durch einen alten Steinbogen, der an einigen Stellen schwarz angelaufen war, und hob ihre Kerze höher, um mit ihren Augen besser sehen zu können. Zwar hatte sie auch in den übrigen drei Kellern nichts Genaues ausmachen können, aber sie wusste, dass sie größer waren als ein durchschnittliches Zimmer.

Dieser Keller war kleiner und bedeutend leerer. Lediglich ein alter, morscher Kasten stand dort, auf ihm eine kleine Sammlung faustgroßer Steine. Gwyneira betrat den Raum langsam und ging zu dem einsamen Mobiliar. Obwohl ihr der rationale Teil ihres Verstandes die ganze Zeit über vorbetete, dass hier unten nichts Bemerkenswertes war – was auch Gefahren ausschloss – kam sie um ein angemessenes Herzklopfen und leicht zittrige Hände nicht umhin.

Es dauerte wenige Sekunden, in denen ihre Schritte unangenehm laut vom Steinboden hallten, bis sie den Kasten erreicht hatte. Auf ihm lagen fünf Steine, die sie mit einer Mischung aus Neugier und Misstrauen betrachtete, ehe sie einen von ihnen anhub und ihn sich genauer ansah.

Er war ein normaler Stein ... ein ehemaliger Teil der Mauer. Das Schloss war alt, es würde sie nicht wundern, wenn einige Steine abgebrochen waren. Es gab genug Ecken, die sich eignen würden. Gwyneira drehte den Stein um die eigene Achse, um ihn genauer erkennen zu

können. Sie fand nichts Interessantes, lediglich ein leichtes, oranges Aufflackern irgendeiner Reflektion, wenn der Stein in einem bestimmten Winkel zum Licht in ihrer Hand lag.

Dass es nicht aussah, als sei der Stein von den Schlossmauern abgebrochen, ignorierte sie hartnäckig. Vielleicht hatte ihn ja auch jemand abgeschlagen oder eingesammelt und hier gelagert. Es konnte sein, dass irgendein ehemaliger Susurr oder einer der Bediensteten hier seine private Steinsammlung hatte, ob mit Erlaubnis der zurzeit existenten Familienmitglieder oder ohne.

Gwyneira legte den Stein zurück und nahm den zweiten. Er schien ein gewöhnliches, durchschnittliches Exemplar zu sein. Nachdem sie sich mehrere Minuten mit ihm beschäftigt hatte, fragte sie sich, ob sie sich hier längere Zeit gefahrlos aufhalten konnte – gab es hier unten eine Sauerstoffzufuhr?

Sie hob den Kopf und suchte vergeblich in dem schlechten Licht nach irgendeinem Schlitz oder Spalt im Mauerwerk, ehe sie sich besann und mit ihrem sechsten Sinn nach einer Bewegung der feuchten Luft suchte.

Da war sie ... schwach, kaum bemerkbar, aber stark genug, um einen längeren Aufenthalt möglich zu machen, wenn sie sich nicht verschätzte. Er kam von der Treppe und zog zu irgendwelchen kleinen Spalten knapp unter der Decke. Zuerst vermutete Gwyneira einen Geheimgang, der sich dort befinden musste.

Gleich darauf schalt sie sich für ihre Dummheit. Nur, weil es in den Büchern so war, hieß das noch lange nicht, dass es auch hier überall Geheimnisse gab! Immerhin war es dumm, sich durch einen Luftzug zu

verraten. Ein Geheimgang sollte *geheim* bleiben, sonst machte die Bezeichnung keinen Sinn.

Deswegen wandte sie sich von der kaum spürbaren Bewegung ab und nahm den dritten Stein in die Hand. Erneut bildete sie sich ein, dass er rötlich glitzerte, ehe sie ihn weglegte. Ihr Interesse schwand ebenso rasch wie ihre Geduld, denn auch wenn sie es sich nicht eingestehen wollte, hatte sie *etwas* erwartet.

An diesen Steinen, an diesem Kasten war absolut nichts Besonderes. Es umgab sie keine Atmosphäre uralter, düsterer Mächte und das einzige, das bei ihr einen Schauer auszulösen vermochte, waren die Dunkelheit und der leichte Zug der kalten Luft an ihrer Haut.

Um sich später nicht vorzuwerfen, sich nicht gründlich genug umgesehen zu haben, nahm sie den vierten Stein in die Hand, der einerseits leicht rötlich, andererseits bläulich funkelte. Auch ihn legte sie dort zurück, wo er zuvor gelegen und wo sich die Staubschicht nicht abgesetzt hatte.

Sie nahm den fünften und letzten Wahrscheinlich-Mauerbrocken in die Hand und drehte ihn. Tastend legte sie ihn in unterschiedlichen Winkeln in ihre Hand. Nach einigen Versuchen hatte sie eine Position gefunden, die wie perfekt für die Krümmungen der Gelenke zu sein schien. Der Stein lag da, als wäre er für sie geschaffen worden.

Plötzlich schien es kälter zu werden und Gwyneira sah den rauen Gegenstand überrascht an, als ob er irgendetwas damit zu tun hätte. Ihr sechster Sinn meldete sich und sie spürte, wie etwas in ihm war ... Wasser ... aber nicht nur ...

Ein Leuchten brach aus dem Stein hervor und erhellte einen Teil des

Kellers. Als ob das Licht aus seinem Zentrum heraus strahlen würde, fiel es durch die äußere Schicht, die es teilweise zurückhielt und dadurch feinste Risse und Löcher enthüllte.

Gwyneira sah den Stein verwundert und zugleich erschrocken an, ehe sie in einem weiteren Anfall von Aufregung lächelte. Das konnte nur mit Magie erklärt werden!

Aber ... warum jetzt? Warum so? Warum sie? Wieso dieser Stein? Wozu waren die anderen da? Gwyneira betrachtete das Fundstück intensiver als zuvor und bemerkte, dass sich die Löcher bewegten. Langsam, kaum merklich, aber sie hielten nicht still.

Fasziniert sah sie ihnen zu, bis sie verharrten. Erst, als auch die letzten an Ort und Stelle verblieben, fragte sie sich, was das sollte. Sie betrachtete die Flecken, die das Licht auf den Boden und auf die Wände warf, und legte den Kopf in den Nacken.

Gwyneira starrte auf das Bild, das das Licht durch unzählige Punkte auf die Decke malte. *Unmöglich*, dachte sie und spürte, wie ihr das Blut aus dem Gesicht wich. *Wie geht das?*

Und dann: *Bin ich etwa nicht die erste? Nicht die einzige?*

Die blauen Lichtpunkte malten das Bild eines Vogels an die Decke. Das geflügelte Tier starrte sie an. Zwischen seinen Krallen waren Schwimmhäute, die Flügel waren leicht gespreizt, und er saß auf etwas, auf dem Ast... einer Kastanie?

Die Raubmöwe aus Licht verschwand, als Gwyneira spürte, wie sich Wasser innerhalb des Steins bewegte. Einen Aufschrei unterdrückend ließ sie ihn fallen. Ein klackernder Laut wurde von den Wänden zurückgeworfen, dann kehrte Stille ein.